

RCG

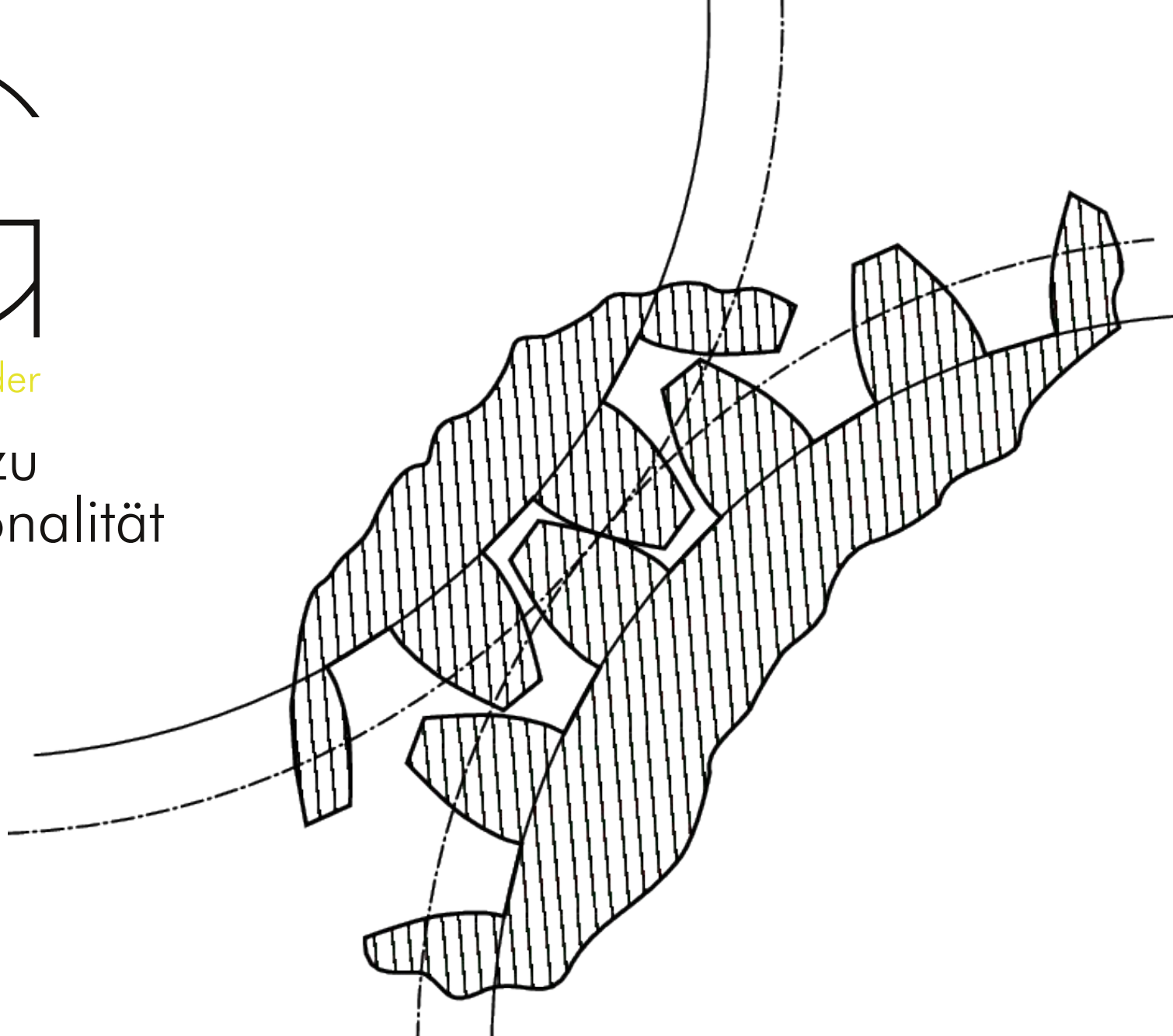
race

class

gender



magazin zu
intersektionalität





DANKSAGUNG

RCG ist das Ergebnis einer zweijährigen Arbeit der AG Postkoloniale Migration(en) und Anti-Rassismus, die im November 2012 begann. Ihm liegen gemeinsam gestaltete Ideenfindungsprozesse innerhalb der AG zugrunde, die vor diesem Turnus entstanden und dazu führten, dass sich das Kollektiv dazu entschied ein Magazin zu erstellen. Ohne die vier AG-Treffen, deren Teilnehmer_innen das Magazin auf vielschichtige Weise geprägt haben, wäre RCG sicher nie fertig geworden. Unser größter Dank gilt also zunächst allen, die an den verschiedenen Treffen teilgenommen haben, seien sie in München, Frankfurt oder Berlin gewesen. Ein besonderes Treffen ist jedoch hervorzuheben: Ohne die Teilnehmer_innen des Campus-Seminars in Bad Bevensen, das im August 2013 stattfand würden wir sicher noch über dem Lektorieren sitzen, wir hätten nie darüber nachgedacht, ob die Artikel nun Untertitel haben sollen und das Cover wäre vielleicht auch noch nicht fertig. Neben diesen größeren Gruppen gab

es jedoch auch einzelne Personen, die wegen ihres Engagements, ihres unermüdlichen Einsatzes und ihrer großartigen Unterstützung hier erwähnt werden müssen.

Zunächst, und an (aller!)vorderster Stelle: Mareike Heller: Tausend Dank fürs immer da sein, für viele großartige Ideen, für den wahnsinnigen Einsatz bis zum Schluss. Dafür, dass sie weitergemacht hat, auch wenn wir sie mal blöd angezickt haben, vor allem aber tausend Dank fürs immer motivieren und fürs Ruhe bewahren, wenn es mal hektisch wurde.

Ohne Yannick Oster hätte es vielleicht viele gute Texte gegeben, aber niemals ein Layout. Unser unendlicher Dank gilt ihm für seinen wundervollen Einsatz als wir fast nicht mehr daran glaubten ein Layout erstellen zu können.

Yama Dayani hat mit seinem unglaublichen Know-How dafür gesorgt, dass alles gut in Mindmaps, auf der Dropbox und in Gant-Diagramme verpackt wurde. Ohne ihn wäre die Struktur des Magazins immer ein Chaos geblieben. Dass er das Setting des AG Treffens im

Januar 2013 in Frankfurt ganz allein übernahm und alles wunderbar funktioniert hat, war großartig. Besonders möchten wir ihm aber dafür danken, dass er von Beginn an daran geglaubt hat, dass das Magazin fertig wird.

Unser herzlichster Dank gilt auch Anna Perin und Joscha Schnell, die beide Treffen in München mitorganisiert haben, und schließlich Amelie Overmann und Lou Zucker, die beim ersten Marathon-AG-Treffen dabei waren und ohne die die Grundstruktur des Magazins nie so gut geworden wäre.

Nicht zuletzt gilt unser Dank Angelika Steinborn und Gabriele Tellenbach vom Studienwerk der Heinrich-Böll-Stiftung, die uns stets mit Rat und Tat zur Seite standen wenn es galt, die AG Treffen zu organisieren.

AG Sprecher_innen

Danyela Demir, Azadê Peşmen, Anne Zellin



EINLEITUNG

Das Magazin RCG – Magazin zu Intersektionalität hat die vier großen Schwerpunkte race, class, gender, und Intersektionalität. Im vierten Schwerpunkt wird neben den theoretischen Texten zu Intersektionalität vor allem kreativeren Textformen, die sich mit dem Thema befassen, Raum gegeben. Es sei von Beginn an gesagt, dass wir die Bezeichnungen der unterschiedlichen Kategorien durchaus kritisch sehen. Allerdings brauchen und verwenden wir sie um Machtstrukturen und Herrschaftsverhältnisse innerhalb gesellschaftlicher und politischer Strukturen aufzuzeigen.

Das Magazin ist zunächst folgendermaßen strukturiert: Jedem großen Block geht ein Übersichtsplakat zum jeweiligen Block voran. Die Idee, Plakate zu erstellen ist durch die Sichtung des Rassismus-Plakats entstanden, das einige Stipendiat_innen auf einem AG-Treffen

vor ein paar Jahren erstellt hatten. Uns ist durchaus bewusst, dass in den Plakaten vieles reproduziert wird. Aber sie sollen keinesfalls als Imitationsgrundlage dienen, sondern vielmehr klar und deutlich aufzeigen wie viele Dinge nicht gedacht, getan, und repräsentiert werden sollten.

Den Plakaten folgen Einführungstexte zu den jeweiligen Themenblöcken. Im kreativen Teil gibt es dann Raum für dialogische Texte (email-Gespräche, Interviews), Gedichte und Erfahrungsberichte. Wir haben wesentlich weniger Beiträge zu Klassismus als zu Sexismus, weil im Alltag unserer Autor_innenschaft die behandelten Themen unterschiedlich stark repräsentiert sind.

Es liegt auf der Hand, dass wir durch das Setzen der Schwerpunkte race, class, gender nicht annähernd alle Kategorien abdecken können, die

sichtbar gemacht werden müssen. Allerdings ist dies auch nicht der Anspruch unseres Magazins. Vielmehr möchten wir einen Beitrag dazu leisten, Menschen, die noch wenig oder keine Berührung mit Intersektionalität hatten, an das Thema heranzuführen. Dabei dachten wir zunächst an Stipendiat_innen der Heinrich-Böll-Stiftung, die sich für die Arbeit der AG Postkoloniale Migratio-n(en) und Anti-Rassismus interessieren. Einer der Hauptgedanken während der Anfangsphase der Magazinentstehung im Sommer und Herbst 2012 war es, Stipendiat_innen einen Einstieg in die AG-Arbeit zu geben und so nicht bei jedem Treffen aufgrund ständig fluktuierender Zusammensetzung eine Einführung in Begrifflichkeiten geben zu müssen. Innerhalb des Magazins werden die Leser_innen vor allem im Glossar, der zum besseren Verständnis der einzelnen Texte



unabdingbar ist, an Begrifflichkeiten herangeführt. Während der Schreibphase der Artikel ist schließlich der Wunsch entstanden, das Magazin über die AG- und Stiftungsgrenzen hinaus für interessierte Leser_innen zugänglich zu machen.

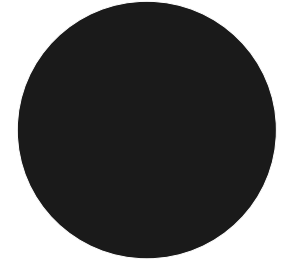
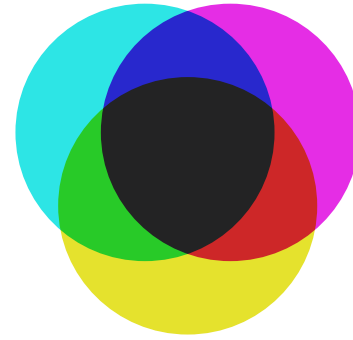
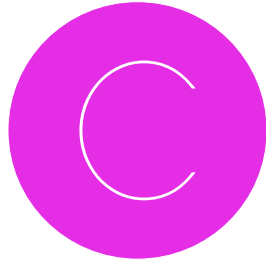
RCG soll als vielstimmiges Magazin gelesen werden. Obwohl wir uns während der unterschiedlichen Redaktionsphasen durchaus als Kollektiv betrachtet haben, so bedeutet Vielstimmigkeit auch, dass uns bewusst ist, dass innerhalb der Redaktion und der Autor_innenschaft aus unterschiedlichen Machtpositionen innerhalb der Gesellschaft gesprochen bzw. geschrieben wird.

Die Sensibilisierung für diese unterschiedlichen Machtpositionen und welche Ausschlüsse und Marginalisierungen sie hervorrufen ist uns äußerst wichtig. Daher sind wir bemüht, gerade auf sprachlicher Ebene unterschiedliche Identitäten mitzuden-

ken und zu markieren. Dies geschieht z.B. durch die Verwendung der Gendergap und von * (siehe Glossar zur näheren Erklärung).

In den letzten 12 Monaten der Entstehungs- und Redaktionsphase des Magazins ist uns bewusst geworden wie schwierig, häufig sogar schmerzvoll es sein kann, über Intersektionalität zu sprechen und zu schreiben. Allerdings ist es auch von größter Bedeutung Kategorisierungen sichtbar zu machen, auf marginalisierte Gruppen und Menschen innerhalb der Gesellschaft aufmerksam zu machen, und vor allem Machtstrukturen innerhalb der Gesellschaft aufzuzeigen. Dies sollte uns, wenigstens in einem kleinen Rahmen, mit den unterschiedlichen Beiträgen auf verschiedenen Ebenen gelungen sein.

*Danyela Demir, Mareike Heller,
Azadê Peşmen und Anne Zellin*



race

6	Rassismus ist ...
7	Rassismus — Eine Einführung
25	Dekolonisierung und Empowerment
66	Jetzt wird's dialogisch!

class

11	Klassismus ist...
12	Klassismus — Eine Einführung
49	„Die Bedingungen sind eben nicht für alle dieselben“
54	"Es wurde immer eher Tiefgestapelt"

gender

15	Sexismus ist...
16	Sexismus — Eine Einführung
57	„Ich finde Feminismus ist ziemlich sexy“
76	"Es ist verdammt nochmal nicht meine schuld"

intersektionalität

19	Intersektionalität ist...	82	„Wo tut es Ihnen denn weh?“
20	Intersektionalität — Eine Einführung	84	„Es ist Nervig...“
34	Zusammenhang zwischen Kapitalismus und Rassismus	88	Aus dem Alltag einer blinden Kanakin
35	So was passiert woanders	91	Die U-Bahn-Kultur
39	Kapitalismus und Rassismus	94	Die Ignoranz. Das Weghören. Und das Wegsehen
41	Wer Spricht im 'Dialog* der Kulturen'?	96	Ich suche einen Mann
45	Ich denke, also bin ich — ich spreche, also denke ich	96	Ich wünschte es wäre Zeit?
		97	Eine Entscheidung Anderer
		98	Eine Granatapfelkerntheorie
		99	Einiges zu erklären
		100	Ohne Titel
		101	Kein Pflasterstein
		102	Yusuf und seine Schwestern

Rassismus ist.....

Aufgrund der bis heute anhaltenden globalen Vormachtstellung des „weißen Nordens“ gegenüber dem „Schwarzen Süden“ kann es keinen Rassismus gegen weiße Menschen geben, auch wenn diese wegen ihrer Hautfarbe in anderen Ländern anders behandelt werden. Für weiße Menschen ist es deshalb nicht nachvollziehbar, wie Menschen, die von Rassismus betroffen sind, bestimmte Aussagen oder Verhaltensweisen empfinden. Deswegen liegt die Definition von Rassismus bei den Betroffenen selbst; was sie als rassistisch empfinden sollte als solches betrachtet werden, ungeachtet der Wahrnehmung anderer (weißer) Beteiligter.

subjektiv

...
was Betroffene als rassistisch empfinden.

strukturell

...
wenn eine Angestellte entlassen wird, weil sie begonnen hat ein Kopftuch zu tragen.

gewalttätig

...
wenn eine Deutsche (weiß) einen Deutschen (Schwarz) bewusstlos schlägt.

passiv

...
und niemand Hilfe ruft.

nicht immer an 1 Rasse gebunden

...
wenn in der vollen U-Bahn die Plätze neben dem Vollbärtigen mit Aktentasche freibleiben.

Exotisierung

...
wenn du dir einen Schwarzen Freund suchst, „weil Schwarze doch so gut im Bett sind“.

institutionell

...
wenn Asylbewerber_innen in Lagern leben müssen.

Populismus

...
wenn „die Migranten“ für soziale und politische Probleme verantwortlich gemacht werden und damit Unsicherheit und Abgrenzung geschürt wird.

„Othering“ findet statt, wenn Mitmenschen als "fremd" oder "anders" dargestellt und angesprochen werden und damit als abweichend von einer (oft willkürlich festgelegten) Norm.
Für die Lehrerin in diesem Beispiel weicht das Kind von der Norm (weiß, deutsche Eltern etc.) ab und sie grenzt es aus dem Klassenverband aus: Sie geht davon aus, dass das Kind notwendigerweise eine enge Beziehung zum Herkunftsland der Eltern hat und dieses als seine „Heimat“ ansieht. Möglicherweise hat das Kind aber das Herkunftsland der Eltern noch nie besucht.

Othering

...
wenn ein in Deutschland geborenes Kind immigrierter Eltern in der Schule von der Lehrerin aufgefordert wird, von seinem "Heimatland" (z.B.Türkei) zu erzählen
...
und es dann auch noch gefragt wird, wann es zurückgehen wird.

Im Hinblick auf Arbeitsbedingungen sind in Deutschland laut Allgemeinem Gleichbehandlungsgesetz (AGG) „Benachteiligungen aus Gründen der Rasse oder wegen der ethnischen Herkunft, des Geschlechts, der Religion oder Weltanschauung, einer Behinderung, des Alters oder der sexuellen Identität“ verboten. Im vorliegenden Fall sei darauf verwiesen, dass nach dem AGG unzulässige Benachteiligung bei diskriminierenden „Entlassungsbedingungen, insbesondere in [...] Maßnahmen bei der Durchführung und Beendigung eines Beschäftigungsverhältnisses“ vorliegt. Trotzdem billigen Gerichte immer wieder solche Entlassungen, zum Beispiel, wenn ein Unternehmen „wirtschaftliche Nachteile“ darlegen kann. Struktureller Rassismus ist, wenn staatliche Institutionen diese Gründe als wichtiger bewerten als Anti-Diskriminierung.

Seit der Wiedervereinigung im Oktober 1990 bis Ende 2012 sind nach Recherchen der Amadeu Antonio Stiftung 183 Menschen durch die Folgen menschenfeindlicher Gewalt ums Leben gekommen. Viele Taten davon waren rassistisch motiviert und längst nicht alle Opfer waren "Ausländer". Rassismus lässt sich nicht an Staatsangehörigkeit festmachen. Daher ist es auch falsch von Fremden- oder Ausländerfeindlichkeit zu sprechen.

Jedes Mitglied der Gesellschaft ist zu Zivilcourage und Solidarität mit den Opfern rassistischer Gewalt aufgefordert, dies bedeutet sich einzumischen und falls nötig und möglich einzugreifen.

Hier werden wahrgenommene körperliche Merkmale mit einer Religionszugehörigkeit assoziiert. Spätestens seit dem 11. September 2001 gilt "der Islam" als Bedrohung für "die westliche Welt". Muslimen wird damit die Position der "Fremden" zugewiesen, die vorher über "Rasse", "Ethnie" oder "Kultur" definiert wurde. In Politik und Medien wird das Bild des gewalttätigen „Islamisten“ immer wieder reproduziert. Rechtspopulistische Parteien wie Pro Deutschland profilieren sich europaweit mit Hetze gegen Moscheen, Minarette oder Kopftücher. Das ist antimuslimischer Rassismus.

in der Sprache

...
wenn mensch Currywurst mit "Zigeunersauce" und zum Nachtisch einen "Mohrenkopf" isst.

Für Asylbewerber_innen gibt es eine Reihe von Sondergesetzen. So werden sie oft in Sammelunterkünften untergebracht. Sie erhalten statt Geld in vielen Bundesländern Gutscheine oder Lebensmittelpakete und Sachleistungen mit einem Wert weit unter dem Sozialhilfesatz.¹ Außerdem beschränkt die Residenzpflicht ihre Bewegungsfreiheit. Der Kontakt zur Bevölkerung wird aktiv verhindert. Dass diese Verfahren je nach Bundesland unterschiedlich geregelt sind, erschwert es den Betroffenen sich gegen diese Behandlung zu wehren. All diese Verfahren dienen nicht dazu, Menschen in Not zu helfen, sondern Menschen abzuschrecken. Das ist institutionalisierter Rassismus.

¹ Die 2012 beschlossene Anhebung der Leistung auf Sozialhilfeniveau wird nur für wenige Betroffene umgesetzt.

Die Vorstellung, dass soziale Probleme vor allem durch eine „Überfremdung“ der Gesellschaft entstehen, ist irreführend. Denn die Schuld für soziale Probleme wird bei anderen gesucht, während „die Deutschen“ als einheitliche („rechtschaffende und arbeitende“) Gemeinschaft erscheint. Im Gegensatz dazu wird Leuten, die zugewandert sind unterstellt, dass sie „anders“ sind, in die Sozialsysteme einwandern und vermeintlich anders als „die Deutschen“ faul sind. Indem sich von Zuwanderern abgrenzt wird, scheinen alle politischen Probleme gelöst. Dies ist eine populistische Form von Rassismus und konstruiert neue Mythen.

wissenschaftlicher Diskurs

...
wenn die Arbeit eines Schwarzen Politologen zu Postkolonialer Theorie als subjektiv und unwissenschaftlich abgetan wird.

Auch neutral oder positiv gemeinte Aussagen oder Handlungen im Alltag können unbewusst vermeintliches Anderssein und Nichtzugehörigkeit implizieren. In diesem Fall liegt diesem Verhalten die Annahme zugrunde, dass deutsche Staatsbürger alle weiß sind. Die Geschichte Schwarzer Deutscher und der Migration wird dadurch missachtet. Bis in das Jahr 2000 wurde diese Vorstellung eines biologischen Unterschieds zwischen „uns“ und den „Anderen“ durch das deutsche Staatsbürgerschaftsrecht unterstützt, da dieses nur den Kindern deutscher Eltern automatisch die Staatsbürgerschaft zuerkannte.

alltätlich

...
wenn asiatisch aussehende Menschen auf Englisch angesprochen werden, weil sie für Touristen gehalten werden.

nicht immer böse gemeint

...
wenn Afrodeutsche Kinder zum Trommeln eingeladen werden, weil sie "doch besonders musikalisch sind".

Auch die Zuschreibung vermeintlich positiver Eigenschaften zu einer bestimmten Hautfarbe ist rassistisch. Oft geht das einher mit negativen Eigenschaften, die der Person an anderer Stelle zugeschrieben werden.

Sprache bestimmt wie Wirklichkeit wahrgenommen wird und ist somit ein mächtiges Mittel um Denkweisen und Handeln zu beeinflussen. Rassistische Ausdrücke kennzeichnen sich auch dadurch, dass sie unschwellig abwertende Assoziationen hervorrufen. Jedes Mal, wenn ein solcher Ausdruck verwendet wird, werden rassistische Denkweisen aufrechterhalten. Durch einen bewussten Umgang mit Sprache können solche Denkweisen abgebaut werden.

Auch heute noch kann sich in der Wissenschaft Rassismus äußern. Dies ist besonders deutlich am Beispiel des Konflikts zwischen zwei Politologen am Otto-Suhr-Institut der Freien Universität Berlin, in dem der weiße Wissenschaftler als Experte auftrat, rassistische Positionen vertrat und die Vergabe eines Lehrauftrages an den Schwarzen Wissenschaftler zu verhindern suchte. Vgl.: Aikins, Danielzik, Steinitz: "Wie weiß ist der Elfenbeinturm?", in: HUCh! Rassismus Sonderausgabe, ReferentInnenrat der Humboldt-Universität zu Berlin, WiSe 08/09. online unter: www.refrat.de/huch/pdf/HUCh_Rassismus.pdf

„Was ist (Alltags-) Rassismus?“ - Erfahrungen und Beobachtungen der AG Postkolonialer Rassismus und Migration

Jeder Versuch, Rassismus objektiv oder verbindlich zu definieren, ist zum Scheitern verurteilt. Aus diesem Grund wurde für dieses Projekt ein Ansatz gewählt der von tagtäglichen Situationen ausgeht, in denen Rassismus erfahren wird. Er soll wissenschaftliche Erkenntnisse durch eine alltägliche Perspektive ergänzen. Ausgangspunkt ist eine sehr weit gefasste Definition der Begriffe 'Rassismus' und 'Schwarz', übernommen aus der kritischen Weißseinsforschung. Pointiert und plakativ werden auf der einen Seite Situationen aufgerufen, die jeden Tag in Deutschland so oder so ähnlich passieren bzw. passieren können. Dabei steht keine einzelne für eine umfassende Definition von Rassismus ein. Aber sie alle nähern sich Formen von Rassismus an, so dass ihre Zusammen- und Wechselschau das Phänomen Alltagsrassismus umschreibt sowie rassistische Mechanismen in den Blick rückt. Auf der anderen Seite ist dem Projekt eine Metaebene eingebaut: Jeder Situation ist eine Erläuterung zugeordnet, die ihre Wirkungsweise oder praktischen Implikationen reflektiert. Auch hier wird weniger auf argumentative Tiefenschärfe als auf Prägnanz, Eingängigkeit und direkte Anwendbarkeit Wert gelegt. Der Umstand, dass diese weiterführende Ebene sich aus so verschiedenen Bereichen wie Politik, Wissenschaft und Journalismus speist, ermöglicht auch in diesem Fall ein breit gefächertes und sich wechselseitig ergänzendes Gesamtbild.

RASSISMUS

Eine Einführung



Das Wort Rassismus fällt in Deutschland oft im Kontext mit rechtsradikalen Neonazis und/ oder im Zusammenhang mit ost-deutschen Provinzen. Aber Rassismus befindet sich in der Mitte der Gesellschaft. Außerdem ist Rassismus keine Meinung sondern ein komplexes System.

Die Verteilung von Macht, Zugang und Repräsentation ist entscheidend, wenn es um Rassismus geht: Wessen Realität wird in den Medien widergespiegelt? Wessen Interessen werden in der Politik repräsentiert? Wer hat Zugang zu Bildung und zu Arbeitsplätzen? Wer besitzt wie viel und was? Wer kann sich den Wohnort frei auswählen? Wer kann sich auf den „Rechtsstaat“ und seine Institutionen verlassen und wer nicht?

All diese Fragen treffen nicht nur auf den deutschen, sondern auch auf den globalen Kontext

zu. Sie zeigen, dass weltweit Ressourcen und Besitztümer zum Vorteil von weißen Menschen aufgeteilt sind.

Weißer Menschen haben mehr Zugänge zu Machtpositionen, Bildung und gesellschaftlicher Teilnahme. Damit dieses System weiterhin funktioniert, wird ein Unterschied hergestellt, der von weiß-Sein als Normalität ausgeht. Mit weiß-Sein und weißen sind die Menschen gemeint, die im System Rassismus zu den Privilegierten gehören. Ihre Zugehörigkeit zu dieser Gruppe drücken sie nicht direkt aus, sondern indem sie sich von „Anderen“ abgrenzen und ihnen negative Eigenschaften als Gruppe zuschreiben. So sind sie beispielsweise diejenigen, die sich nicht dafür rechtfertigen müssen in Deutschland zu wohnen. Sie müssen nicht Fragen danach beantworten, wie z. B. woher sie kommen und wann sie in ihre

„Heimat“ zurückgehen. Weiße Menschen haben mehr Zugänge zu Machtpositionen, Bildung und gesellschaftlicher Teilhabe. Auf der anderen Seite befinden sich Schwarze Menschen und PoC, die zahlreiche Ausschlüsse erfahren. Sie werden als diejenigen gesehen, die nicht-weiß, also als „anders“ beschrieben werden.

Mit der Vorstellung der „Anderen“ gehen Zuschreibungen wie „faul“, „aggressiv“, „homophob“, „traditionell“, „sexistisch“, „exotisch“, etc. einher. Diese Zuschreibungen sind nicht individuell, sondern geben vor, eine homogene Gruppe zu beschreiben. Dazu dienen meist Verweise auf eine bestimmte „Biologie“ oder „Kultur“, sodass Rassismus nicht zwingend in Verbindung mit einer erblichen „Rasse¹“ sondern auch mit einer anderen Eigenschaft auftreten kann.

Dadurch entstehen Vorurteile, die mit „den Anderen“ immer



wieder in Verbindung gebracht werden. So haben Sätze, die mit „die“ und „sind“ beginnen ein hohes Potenzial rassistisch zu sein, z.B.: Die Türk_innen sind aggressiv. Durch diese Vorstellungen werden Menschen in imaginäre Gruppen gedrängt und ihnen werden in der Gesellschaft Positionen zugewiesen.

Rassismus ist nicht nur ein institutionelles Problem, sondern eines, welches auch im Alltag aller PoC und Schwarzen Menschen (und andere Selbstbezeichnungen) auftritt.

Alltagsrassismus kann sich in Handlungen und Blicken ausdrücken, in Bildern und Gesten, sowie in öffentlichen Debatten und Redewendungen. In ihnen werden Schwarze Menschen und PoC zu Projektionsflächen für weiße Fantasien der Sexualität und Aggression gemacht.

Zum Beispiel wird dies an Werbeplakaten für Hilfsorgani-

sationen deutlich, auf denen Schwarze Personen als hilfsbedürftig, arm und auf weiße Hilfe angewiesen dargestellt werden. Dies führt in der Vorstellung bei weißen Menschen vermehrt zur Verfestigung der Verknüpfung von Schwarzsein mit Attributen wie „arm“ und „hilfsbedürftig“. Gleichzeitig nehmen sich weiße Menschen vor diesem Hintergrund als „reich“ und „hilfsbereit“ wahr.

Eine andere Situation des Alltagsrassismus tritt dann auf, wenn die Schwarze Person/PoC als repräsentativ für ihre_seine community (z.B. für „die Kurd_innen“, „die Araber_innen“) sprechen und handeln muss. Doch genauso wie die Gruppe der weißen Menschen, sind auch PoC eine heterogene Gruppe mit unterschiedlichen Ansichten.

Alltagsrassismus ist kein vereinzelt auftretendes Phänomen. Tagtäglich sind People of Color/Schwarze Personen der Ge-

fahr des Alltagsrassismus ausgesetzt. Es passiert in der Schule, in der Universität, im Bus, im Supermarkt und in der eigenen Familie.

Weißer Menschen hingegen haben das Privileg, sich dafür entscheiden zu können, ob sie sich mit Rassismus auseinandersetzen wollen oder nicht. Sie sind nicht diejenigen, die in Medienberichten als homogenisierte Gruppe dargestellt werden. Sie erleben aufgrund ihrer vermeintlichen Herkunft keine Benachteiligung bei der Wohnung und Arbeitssuche. Auch müssen sie nicht in der ersten Seminar-sitzung/am ersten Schultag bei ihrem vermeintlich ausländisch klingenden Namen erst einmal erklären wo sie denn wirklich herkommen. Sich dessen bewusst zu werden und eine Sensibilität für die rassistische Normalität zu bekommen, die PoC in Deutschland tagtäglich, vor



allem in Institutionen wie dem Kindergarten, der Universität und der Schule erleben, liegt in der Verantwortung der weißen.

Azadê Peşmen

Dieser Text ist in abgeänderter Form bereits in der Broschüre „Intersektionale Pädagogik“ erschienen.

- 1 Mir ist bewusst, dass es keine „Rassen“ und biologischen oder genetischen Unterschiede zwischen Menschen gibt, die es erlauben wurden sie in „rassentheoretische“ Kategorien einordnen zu können. Innerhalb rassismuskritischer Diskurse wird häufig auch der englische Begriff race verwendet, um dieses Wort zu umgehen, allerdings sind die Assoziationen mit diesem Terminus im anglophonen Raum nicht positiver als im deutschsprachigen (Wollrad 2005:16f). Um den Konstruktcharakter von »Rasse« auszudrücken und hervorzuheben, verwende ich den Begriff in Anführungszeichen.

Weiterführende Literaturempfehlungen:

Arndt, S. (2012): Die 101 wichtigsten Fragen. Rassismus. München: Verlag C. H. Beck.

Arndt, S./Ofuatey-Alazard, N. (Hrsg.) (2011): Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk. Münster: Unrast-Verlag.

Attia, I. (2009): Die »westliche Kultur« und ihr Anderes. Zur Dekonstruktion von Orientalismus und antimuslimischem Rassismus. Bielefeld: transcript Verlag

Davis, A./Tadiar, N. (2005): Beyond the frame. Women of Color and Visual Representation. New York: Palgrave Macmillan.

Dyer, R. (1997): White. Essays on Race and Culture. London: Routledge.

Eggers/Kilomba/Piesche/Arndt (Hrsg.) (2005): Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland. Münster: Unrast-Verlag.

El-Tayeb, F. (2001): Schwarze Deutsche. Der Diskurs um „Rasse“ und nationale Identität 1890-1933. Frankfurt/New York: Campus Verlag.

Ergün, M. (2010): Kara Günlük. Die Geheimen Tagebücher des Sesperado. Münster: Unrast-Verlag.

Essed, P. (1991): Understanding Everyday Racism. An Interdisciplinary Theory. London: Sage Publications

Fanon, F. (1952): Peau noire, masques blancs. Paris: Seuil.



Goldberg, D. T. (Hrsg.): Anatomy of Racism.
Minneapolis: University of Minnesota Press

Hooks, B. (1992): Black Looks. Race and
Representation. Cambridge: South End Press.

Kilomba, G. (2010): Plantation Memories. Episodes
of Everyday Racism. Münster: Unrast-Verlag.

Kivel, P. (1996): Uprooting racism: how white
people can work for racial justice. Gabriola Islands

Köpsell, P. K. (2010): Die Akte James Knopf.
Afrodeutsche Wort- und Streitkunst. Münster: Unrast-
Verlag.

Mecheril, P./Teo, T. (Hrsg.): Psychologie und
Rassismus. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt M., R.
(1991): Rassismus. Einführung in die Geschichte
und Theorie eines Begriffs. Hamburg: Argument
Verlag

Morrison, T. (1992): Playing in the Dark. Whiteness
and the Literary Imagination. New York: Random
House

Nduka-Agwu, A./Hornscheidt, A. (Hrsg.) (2010):
Rassismus auf gut Deutsch. Ein kritisches
Nachschlagewerk zu rassistischen Sprachhandlungen.
Frankfurt am Main: Brandes und Apsel.

Nghi Ha, K./Lauré al-Samarai, N./Mysoreka, S.
(Hrsg.): re/visionen — Postkoloniale Perspektiven
von People of Color auf Rassismus, Kulturpolitik und
Widerstand in Deutschland. Unrast Verlag

Piesche, P. (Hrsg.) (2012): Euer Schweigen schützt
Euch nicht. Audre Lorde und die Schwarze
Frauenbewegung in Deutschland. Berlin: Orlanda-Ver-
lag.

Said, E.: Orientalism: Western conceptions of the
Orient

Sow, N. (2008): Deutschland Schwarz Weiß. Der
alltägliche Rassismus. München: Bertelsmann Verlag.

Wollrad, E. (2005): Weißsein im Widerspruch.
Feministische Perspektiven auf Rassismus, Kultur und
Religion. Königsstein/Taunus

"Being oppressed means the absence of choice."
Bell Hooks

Klassismus ist...

Im Kontext des Klassismus bedeutet strukturelle Diskriminierung, dass Menschen aufgrund ihrer sozialen Herkunft stereotypisiert werden. Die soziale Herkunft wird dabei z.B. über den Beruf, den Bildungsgrad, den Geschmack, das Gehalt, die Hobbies, den Dialekt, etc. definiert. Im Kontext der strukturellen Diskriminierung wird Klassismus durch Ausgrenzungsmechanismen praktiziert. Durch die Merkmalszuschreibungen wird mensch anders behandelt und das definiert dessen Platz in der Gesellschaft. ●●●

Bildungsdiskriminierung

...

wenn Schüler_innen keine Empfehlung für das Gymnasium erhalten, weil ihre Eltern Nicht-Akademiker_innen sind.

Ofthmals geht es dabei nicht um unterschiedliches Können, sondern um einen Karriereweg, den Kinder aufgrund ihrer sozialen Herkunft und ihrer Sozialisierung zugeschrieben bekommen. Lehrer_innen raten dabei z.B. eher zu Real- oder Hauptschule, weil sie davon ausgehen, dass diese Kinder auf einer höheren Schule überfordert wären. Dann heißt es oft auch von den Betroffenen selbst: „Gymnasium ist nichts für mich“. In diesem Moment übernehmen die Schüler_innen die Zuschreibung von außen und fügen sich dem Weg, der von ihnen erwartet wird.

Werdegang

...

wenn in Stiftungen zur Studienförderung hauptsächlich Kinder von Akademiker_innen sind.

Dies ist oftmals der Fall, weil Kinder von Akademiker_innen besser über Angebote und Möglichkeiten der Förderung durch ihr soziales Umfeld informiert sind. Auch können sie sich auf den Auswahlworkshops gegebenenfalls besser repräsentieren, da sie bestimmte Codes, einen bestimmten Habitus der Auswahlkommission und des Großteils der Mitbewerber_innen verinnerlicht haben. Der Soziologe Pierre Bourdieu meinte dazu, dass sie sich „wie Fische im Wasser“ (Bourdieu 1989: 397) bewegen würden. Wichtige Karrierenetzwerke sind nur von Menschen einer höheren Klasse zugänglich, wodurch soziale Ungleichheit reproduziert und zementiert wird (siehe Literaturtipps).

Kultimperialismus

...

wenn Hip-Hop und Rap als kulturlos abgetan werden.

Entgegen der wirklichen musikalischen Qualität wird Rap und Hip-Hop in den Feuilletons der Zeitungen oftmals als nicht vollwertige Musik bezeichnet. Diese Abwertung von Musik von sozial unteren Klassen hat Tradition, z.B. wurde die Musik von Elvis Presley oder den Beatles als minderwertig eingestuft. Demgegenüber wird die klassische Musik und Oper nach wie vor von den bürgerlichen Schichten als Hochkultur erkoren. Diese Deutungshoheit sichert den oberen Schichten das Monopol der Kulturproduktion und -rezeption.

Strategien ausbrechen

...

wenn jemand aus einer Nichtakademiker-Familie nach dem Hauptschulabschluss und einer Ausbildung eine Allgemeine Hochschulreife anstrebt, um danach noch studieren zu können.

Ausbeutung

...

wenn das alleinerziehende Elternteil trotz eines Vollzeitjobs die Familie nicht ernähren kann.

Durch den wachsenden Niedriglohnsektor gibt es in Deutschland und anderen kapitalistischen Gesellschaften immer mehr dieser als 'working poor' bezeichneten Arbeitskräfte. Das Gehalt dieser Menschen ist so gering, dass es kaum zum Leben reicht und sie zu bestimmten Bereichen der Gesellschaft keinen Zugang haben. Durch diese Arbeit bekommen sie ihren Platz in der hierarchisierten Gesellschaft zugewiesen, der nur wenig Aufstiegsmöglichkeiten bietet.

Soziale Ausgrenzung

...

wenn elitäre Kreise sich in Golfklubs zurückziehen, zu denen nicht jede_r Zugang hat.

Der französische Soziologe Pierre Bourdieu beschrieb in seinem 1982 erschienenen Buch „Die feinen Unterschiede“ die sozialen Mechanismen, welche die Oberschicht für sich beansprucht, um sich von den unteren Schichten abzugrenzen. Beispiele hierfür finden sich in allen denkbaren sozialen Feldern, z.B. neben dem Musikgeschmack und dem Essverhalten auch im Sport. Ein Beispiel, das von Bourdieu aufgeführt wurde, ist Tennis im elitären Tennisklub. Da sich inzwischen die Exklusivität von Tennis mehr und mehr aufgelöst hat, treffen sich elitäre Kreise in den letzten Jahren vermehrt zum Golf.

Es passiert immer wieder, dass Sozialhilfeempfänger_innen vorgeworfen wird, sie würden den Sozialstaat ausnutzen. Durch solche Statements wird die Schuld an der Situation dem Unwillen des betroffenen Individuums zugeschrieben und ihm unterstellt, dass es sich der Leistungsgesellschaft verweigert. Historisch gewachsene und politisch bedingte Ursachen für die Gegensätze zwischen "Oben" und "Unten" können so geleugnet werden. Der Soziologe Andreas Kemper fasst eine solche Fremdzuschreibung in Anlehnung an Bourdieu unter dem Begriff „Klassenrassismus“ zusammen. Die sozialen Unterschiede werdendabei gegeben angenommen und somit naturalisiert.

Stigmatisierung

...

wenn Hartz-IV-Empfänger_innen als "Sozialschmarotzer" beschimpft werden.

Literaturtipps:

- Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main.
- Bourdieu, Pierre (1989): Antworten auf einige Einwände, in: Eder, Klaus (Hg.): Klassenlage, Lebensstil und kulturelle Praxis. Frankfurt am Main.S.395-410.
- Andreas Kemper, Heike Weinbach (2009): Klassismus. Eine Einführung. Münster.

KLASSISMUS

Eine Einführung



Klassismus beschreibt Diskriminierung aufgrund des sozialen Status innerhalb der Gesellschaft. Die Unterdrückung richtet sich gegen die Arbeiter_innenklasse und die sog. Armutsklasse. Die Diskriminierung richtet sich gegen Praktiken und Meinungen denen Menschen bezüglich ihrer sozioökonomischen Klasse zugeordnet werden.

Fast die gesamte Ausrichtung der Gesellschaft orientiert sich an der Mittelklasse. Ob nun Bildung, Unterhaltung, Sprache oder Medien: Alle prägen ein gemeinsames Einverständnis, das sich über Macht, Geld, Habitus (Art des Auftretens, Benehmens) oder Besitz definiert. Ein bestimmter gesellschaftlicher (Mittelstand-) Status gilt als erstrebenswert und diejenigen, die diesen Status nicht haben, sind selbst daran schuld. Es ist jedoch ein Mythos, dass alle Menschen mit den gleichen Chancen ge-

boren werden. Demnach kann auch nicht jede_r alles erreichen, selbst wenn er_sie es denn will. Eine solche Chancengleichheit setzt voraus, dass jeder Mensch die gleichen Ressourcen besitzt, dass jeder Mensch die gleiche Bildung genießen kann, dass jeder Mensch sich innerhalb der Gesellschaft frei und ohne Hindernisse bewegen kann. Dies ist jedoch nicht der Fall.

Geboren werden in der Arbeiter_innenklasse bzw. in der Armutsklasse heißt häufig, dass Menschen wenige finanzielle Mittel haben und für wenig Geld sehr viel arbeiten müssen. Dies wirkt sich auf ihre Lebenssituation aus, so dass sie oft beengt wohnen, wenig Zeit für Bildung bzw. Weiterbildung aufbringen können. Dadurch können sie auch nicht die notwendigen Werkzeuge erlernen um z.B. durch Bildung einen Übergang in eine bessere gesellschaftliche Stellung zu gelangen, die auch

eine bessere finanzielle Lage verspricht. Meist ist der „höhere“ Bildungsweg mit Kosten verbunden, die nicht getragen werden können. Häufig mangelt es auch innerhalb der eigenen Umgebung an Vorbildern, denn der Glaube etwas zu schaffen sollte auch durch Erfahrung oder Erleben genährt werden.

Dem entgegen stehen die privilegierten Klassen, die davon ausgehen, ihre Stellung stünde ihnen zu. Von ihnen wird Klasse nicht als auch „erbliche“ Größe verstanden, sondern als eine persönliche Errungenschaft. Doch wenn wir Klasse als etwas verstehen, die einen Menschen prägt, in den unterschiedlichsten, auch unbewussten Bereichen, so können wir sagen: Personen aus privilegierten Klassen bewegen sich mit einer Leichtigkeit innerhalb der Gesellschaft, denn sie sprechen die Sprache, die ihnen Türen öffnet, und haben keine Angst im Umgang mit Autoritäten.



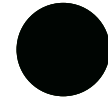
Dies lässt sich leicht am Beispiel „Schule“ untersuchen. Die Regelschule in Deutschland reproduziert Klassenverhältnisse. Schüler_innen aus der Arbeiter_innenklasse und der Armutsklasse besuchen eher „untere“ Schultypen (z.B. Hauptschule), welche ihnen schlechtere Abschlüsse geben und somit weniger Berufsmöglichkeiten eröffnen. Schüler_innen aus privilegierten Klassen besuchen meist die „oberen“ Schultypen (z.B. Gymnasium), schließen diese mit Abitur ab und haben die Möglichkeit weiterführende Ausbildungen zu machen oder eine Universität zu besuchen.

Die Schulbildung selbst ist Teil der Mittelstandskultur. Die Gewohnheiten und der allgemeine Sprachgebrauch stammen aus der Mittelklasse. Für viele Kinder aus der Arbeiter_innen bzw. Armutsklasse bedeutet der Schuleinstieg einen Kulturschock, den sie durch Anpassung zu über-

winden versuchen. Je mehr sie sich anpassen, desto mehr werden sie toleriert (Toleranz = Aushalten). Umso weniger sie sich anpassen können oder wollen, desto mehr werden sie stigmatisiert. Dies hat Auswirkungen auf den Umgang mit Schule und Bildung. Oft finden sich die Lebensrealitäten der Kinder z.B. in Lehrbüchern nicht wider. Arbeiter_innenkindern oder Kindern aus der Armutsklasse wird gemeinhin unterstellt sie leiden unter Spracharmut oder hätten Sprachrückstände. Die Sprache wird im Allgemeinen als „anders“ und somit schlechter wahrgenommen, als direkter und einfacher und vor allem vorhersehbar. Kinder müssen oft für sich eine neue Sprache erlernen, in der einige Begriffe und Ausdrücke auf einmal inakzeptabel sind und werden somit tatsächlich „sprachärmer“. Die Sprache der privilegierten Klassen wird in nahezu allen gesellschaftlichen

Kontexten als höher bewertet, daher muss auch Sprache als Mittel der Unterdrückung verstanden werden. In diesem Zusammenhang sei erwähnt, dass sich diese Mechanismen (auch unbewusst) auf Lehrer_innen übertragen. Dies beeinflusst wie sie Kinder aus de-privilegierten Klassen wahrnehmen und evtl. schlechter bewerten. Die Folgen können sein: Schuldistanz und allgemein eine Abneigung gegen Schule und Bildung und der Wunsch, schneller Selbstständig zu sein, um eigenes Geld zu verdienen.

Bildungsklassismus greift schon in frühen Jahren und bleibt den meisten Menschen, die davon betroffen sind, ein großes Rätsel. Klassismus ist nach wie vor ein Thema, welches nur wenig gehört und verstanden wird. Daher gilt, insbesondere für Erzieher_innen und Sozialarbeiter_innen, sich mit ihrer eigenen Klassensozialisation auseinander 13



zu setzen, um Klassenverhältnisse in ihren Einrichtungen zu erkennen und zu thematisieren, um durch ihre pädagogische Arbeit tatsächlich eine Chancengleichheit anzustreben.

Sven Woytek

Text erstmals erschienen in: Intersektionale Pädagogik: Handreichung für Sozialarbeiter_innen, Erzieher_innen, Lehrkräfte und die, die es noch werden wollen - Ein Beitrag zu inklusiver pädagogischer Praxis, vorurteilsbewusster Bildung und Erziehung, März 2013. Online unter: <http://ipaed.blogspot.de/images/IPD.pdf>.

Literaturnachweise:

Kemper/ Weinbach (2009): Klassismus - Eine Einführung. In: Münster; Meulenbelt (1988): Scheidelinien - Über Sexismus, Rassismus und Klassismus. Hamburg

Weiterführende Literaturempfehlungen:

Pierre Bourdieu (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Pierre Bourdieu (1989): Antworten auf einige Einwände. In: Klaus Eder (Hrsg.), Klassenlage, Lebensstil und kulturelle Praxis. Beiträge zur Auseinandersetzung mit Pierre Bourdieus Klassentheorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, S.395-410.

Bell Hooks (2000): Where we stand: Class matters. London/New York: Routledge.

Andreas Kemper/Heike Weinbach (2009): Klassismus. Eine Einführung. Münster: Unrast-Verlag.

Sexismus ist...

Wir haben uns bewusst dafür entschieden hier nur Sexismus gegenüber Frauen* darzustellen, da gesellschaftliche Machtstrukturen existieren, die Frauen* benachteiligen (siehe dazu auch *Einführungstext Sexismus*). Auch wenn wir hier deutlich gemacht haben, dass Sexismus sich durch alle Lebensbereiche zieht, glauben wir dennoch, dass es möglich ist, zu lernen zuzuhören, den Mund aufzumachen und solidarisch zu handeln sowie an den eigenen Stereotypen zu arbeiten. Die beschriebenen Situationen sind Beispiele aus dem täglichen Leben von Stipendiat_innen und beanspruchen keine Vollständigkeit.

Die gemeinsame Besteuerung von Ehegatten im Splittingverfahren (sog. Ehegattensplitting) führt zu einer steuerlichen Begünstigung der Alleinverdiener-Ehe. Dieser staatlich gewährte Vorteil ist unabhängig davon, ob aus der Ehe Kinder hervorgehen. Außerdem setzt das Ehegattensplitting für den weniger gut verdienenden Partner einen Anreiz, seine Erwerbstätigkeit aufzugeben. In unserer Gesellschaft betrifft das ganz besonders Frauen. Damit steht das Splittingverfahren im Widerspruch zu einer geschlechtergerechten Familien- und Sozialpolitik. Es ist nicht mehr zeitgemäß und dringend reformbedürftig.

...
wenn eine Frau sich entscheidet zu hause zu bleiben, weil es sich aus steuerlichen Gründen für die Familie nicht lohnen würde zu arbeiten.

Frauen in Führungspositionen
...
wenn an deutschen Universitäten mehr Frauen als Männer studieren, aber unter den Professor_innen kaum Frauen vorhanden sind.

Gender Pay Gap
...
wenn Tanja in ihrem Job 10% weniger Bezahlung erhält als ihr männlicher Kollege.

Das Statistische Bundesamt belegt: Es ist in Deutschland immer noch üblich, dass Frauen für dieselbe Arbeit im Schnitt 8 % weniger Lohn bekommen. Rechnet man zusätzlich die strukturellen Unterschiede in der Berufswahl und Positionen innerhalb der Hierarchie der Branche nicht mit ein, so ergibt sich zwischen den Geschlechtern 23 % Gehaltsunterschied als sogenannter unbereinigter Gender Pay Gap. Es ist sexistisch und nicht gerechtfertigt vergleichbare Arbeitsleistungen aufgrund von Geschlechtern unterschiedlich zu entlohnen. Zusätzlich mit dem Ehegattensplitting wird der Anreiz geschaffen, veraltete Geschlechterrollen anzunehmen.

Trotz der vielen Studentinnen in den Hörsälen ist nur jede fünfte Professur im Jahr 2012 weiblich besetzt. Außerdem wurden nur 20 Prozent der Projekte, die die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) fördert, von Frauen beantragt. Diese Zahlen sind erschreckend und verdeutlichen ein Scheitern der Geschlechtergleichstellung in der Wissenschaft. "Bald werden die Studentinnen die Hörsäle überfluten, hineingerissen in den zügellosen Wettbewerb werden sie entweißt, schließlich auch das Wahlrecht verlangen" (Hessische Landeszeitung, 1927).

sexuelle Belästigung
...
wenn eine Frau im Club blöd angegaft wird.

...
und ihre Freundin sagt „Naja, du hast halt auch nen ziemlich kurzen Rock an“.

Oft hört man die Unterscheidung in „männliches“ und „weibliches“ Redeverhalten. Dabei versteht man unter „männlichem“ Redeverhalten selbstbewusstes und entschiedenes Auftreten, meist unterstützt durch raumeinnehmende Gesten. Als „weiblich“ wird dabei gefühlsvolles und verständnisvolles Verhalten, dass noch durch enge Bein- und Armhaltungen unterstrichen wird, bezeichnet. Dabei wird selbst in Rhetorik- und Kommunikationsseminaren extra für Frauen das „typisch-männliches“ Redeverhalten als Maßstab angelegt, sodass Frauen dazu gezwungen werden sich an diese durchaus diskussionswürdigen Verhaltensweisen anzupassen um Erfolg zu haben. Trotz aller Sensibilität für Geschlechtercliques und Rhetoriktricks müssen viele Frauen erleben, dass sie in Diskussion nicht ernst genommen werden und ihre durchaus inhaltlich fundierten Beiträge nicht angemessen wahrgenommen werden.

Kommunikation
...
wenn Männer eine Diskussion dominieren und sobald eine Frau etwas beitragen möchte, ihr ins Wort gefallen wird.

...
wenn ein_e Kommiliton_in genervt ist, wenn im Seminar gegendert wird.

in der Werbung
...
wenn in einer Putzmittelwerbung eine Frau sich hilflos bemüht, hartnäckigen Schmutz zu entfernen, bis „Meister Proper“, ein muskulöser Mann, sie „rettet“ – nicht etwa, indem er das Putzen übernimmt, sondern indem er ihr ein anderes Putzmittel bringt.

Jede_r Deutsche nimmt täglich etwa 1200 Werbebotschaften wahr. 30 Milliarden Euro werden in Deutschland jährlich investiert, um sicher zu gehen, dass sich uns diese auch wirklich einprägen. Was sich uns neben dem Namen der Marke oder des Produkts dabei noch einprägt, sind die sexistischen Stereotype, die in vielen dieser Werbespots und –plakate reproduziert werden: Frauen werden beispielsweise als hilflos dargestellt, als Zuständige für den Haushalt und besonders häufig als Sexobjekte.

Sowohl in privaten als auch öffentlichen Debatten müssen Personen, die Sexismen entdecken und diese ansprechen, fürchten Unverständnis und Beleidigungen ausgesetzt zu werden. Die eigene Gefühlslage wird dabei an einem fiktiven „objektiven Maßstab“ gemessen, der nicht von dem Opfer selbst, sondern regelmäßig von den Täter_innen bzw. unbeteiligten Dritten festgelegt wird. Dabei wird außer Acht gelassen, dass sexistisch ist, was von der/dem Betroffenen als sexistisch empfunden wird. Jede_r setzte ihre/seine eigenen Grenzen, die von anderen Menschen akzeptiert werden müssen.

subjektiv
...
wenn Frau äußert, dass sie sich von einer sexistischen Bemerkung gestört fühlt und als Antwort bekommt „du bist aber empfindlich!“

...
wenn in einer Deo-Werbung eine junge, schlanke Frau in Bikini in einem knietiefen Schwimmbecken zu ertrinken scheint, bis ein Mann sie „rettet“, dessen Körper sie sogleich dankbar abknutscht.

Kinderbücher reproduzieren heute noch viele Stereotype. Jungs bzw. Männer werden dabei meist als stark, unabhängig und mutig dargestellt, wobei Mädchen bzw. Frauen lediglich eine passive, vorsichtige und hilflose Rolle zugeteilt wird. Auffallend ist zudem, dass fast ausschließlich heterosexuelle Paare abgebildet werden. Durch diese Bilder werden Kinder schon früh falsche Geschlechterrollen vorgegaukelt und eine rein heterosexuelle Welt aufgezeigt. Diese Darstellung kann Kinder in diesem sehr aufnahmefähigen Alter bis in spätere Jahre prägen.

in der Kindererziehung
...
wenn Mädchen aus Kinderbüchern lernen, dass sie einen starken Prinzen brauchen, der sie rettet... anstatt sich selbst zu retten. (... und nie aber Geschichten hören, die von 2 Prinzessinnen oder 2 Prinzen handeln)

Sex
...
wenn ein Mann, der viele Sexpartnerinnen hat, bewundert wird, weil er ein Frauenheld ist, aber eine Frau in der selben Situation als Schlampe bezeichnet wird.

Die Verhaltensweise beruht auf einem sexistischen Grundkonsens der Gesellschaft, der geprägt von Werbung, Vorurteilen, u.v.m. der männlichen Heteronormativität sexuellen Erfolg bei zahlreichen Partnerinnen zuschreibt. Bei Frauen wird dieses Verhalten negativ beurteilt und es ist meist gesellschaftliche Normalität, dass dies durch offen sexistische Sprüche begleitet wird. Hier wird in diskriminierender Art und Weise reproduziert, wie die Geschlechter sich gegenseitig zu sehen haben. Dabei wird der Mann als sexwillig und aktiv stereotypisiert, Frauen generell zu passiven Objekten herabgestuft und deren ständige sexuelle Verfügbarkeit bei männlichem Verlangen in den Raum gestellt.

Schönheitsideale
...
wenn uns Zeitschriften und TV erzählen wie Männer und Frauen auszusehen haben, um als „schön“ zu gelten.

Deutsche Frauenzeitschriften zeigen fast nur mitteleuropäische, weiße, dünne Frauen mit langen Haaren. Diese äußerlichen Merkmale gelten somit als „schön“. Alle Frauen, die diese nicht aufweisen sind demnach „unschön“. Vor allem junge Mädchen werden Opfer dieser Schönheitsdiktate. Dass die abgebildeten schlanken Damen in den Magazinen meistens mit Computerprogrammen dem „Schönheitswahn“ angepasst werden wissen die meisten Mädchen nicht. Die „Guides“ in den zahlreichen Frauenmagazinen geben gezielte Tipps, Tricks und Ratschläge wie beispielsweise frau es noch zum „Strandbauch“ schafft. Auch die Tipps zum glücklicherem Leben, die vor allem durch das äußerliche Erscheinungsbild bedingt seien, werden leider von vielen Leser_innen als selbstverständlich akzeptiert.

SEXISMUS

Eine Einführung



Der Begriff „sexism“ (deutsch Sexismus) tauchte in der US-amerikanischen Frauenbewegung 1960 analog zum Begriff „racism“ (deutsch Rassismus) zum ersten Mal auf.¹

Nach Brockhaus (1984) ist Sexismus ein „aus dem Amerikanischen übernommener kritischer Begriff der emanzipatorischen Frauenbewegung, der die Formen der Benachteiligung und Unterdrückung der Frau auf Grund ihrer Geschlechterzugehörigkeit bezeichnet.“

Der Begriff „Sexismus“ bezeichnet mit anderen Worten, dass gegen Frauen* gewisse stereotype Zuschreibungen existieren, die im Privatleben, Beruf, Beziehungen und allen weiteren Lebensbereichen auftauchen: „Sexismus wird überall dort deutlich, wo Frauen zuerst als Geschlechtswesen und dann erst als Menschen betrachtet und behandelt werden“ (Brandenburger 1993).

Die Tragweite dieser Definition lässt sich anhand von konkreten Beispielen aus diversen Kontexten veranschaulichen:

Diese Betrachtung und Behandlung findet im öffentlichen Raum immer da statt, wo Körper zwischen Konsumierbarkeit und Folie verhandelt wird, in Werbefiguren nackter Frauen*, in der Unsicherheit vor Übergriffen verbaler, non-verbaler und körperlicher Art, denen Frauen* sich aussetzen müssen.

Auch in medialen Zusammenhängen im Print und TV werden täglich machstrukturell unterfütterte Stereotype über Frauen* in einem übergeordneten Rahmen zwischen männlich dominierten Redaktionen und überflüssiger Nacktheit von Frauen* reproduziert.

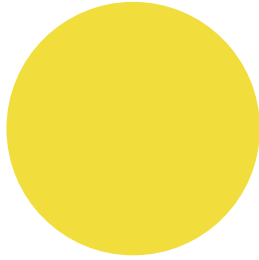
Sexismus im Privaten findet da statt, wo Arbeitsverteilungen schon qua Geschlecht feststehen, wenn es Lebenswege von Frauen* gibt, die als „untypisch“ wahrgenom-

men und sanktioniert werden, wo es Mitleid für Kinderlosigkeit und das „falsche“ Aussehen gibt, wo verinnerlichte Erwartungen zur Art und Weise wie Frauen* „sind“ oder nicht, diktieren, welches Verhalten angemessen ist oder nicht.

Auch in der Sprache begegnet uns Sexismus. Selbst das Wort MENSch ist im Deutschen, Französischen und Spanischen mit einem männlichen Artikel begleitend und ist auch gleichbedeutend mit Mann*: Homme(m. fr.), HuMAN(eng.) und Hombre(m. sp.).

Ein weiteres Phänomen ist das generische Maskulinum, die grammatische Form, die Frauen* höchstens „mitmeint“, aber nie direkt anspricht - Professoren, Ingenieure, Künstler, Ärzte - aber Krankenschwestern.

Gegendert werden hier meist nur Begriffe, denen eine Weiblichkeit direkt zugeschrieben wird, z.B. (um im Feld der Berufe 16



zu bleiben): Lehrerin, Erzieherin, Arzthelferin - Frauen* werden so sprachlich normativ als weiblich besetzte (Assistenz-)Tätigkeiten z.B. aus pflegerischen und erzieherischen Berufen „zuge-schoben“.

Mit dem generischen Masku-linum wird die Binarität der Ge-schlechter festgesetzt. So werden trans*Menschen, die sich jenseits dieser Binarität definieren, un-sichtbar gemacht.

Auch darüber hinaus normiert Sprache das Geschlechterver-hältnis und festigt sexistische Gesellschaftszusammenhänge. Beispiele dafür sind, dass bei sexualisierten Übergriffen ver-harmlosend von Belästigung ge-sprochen wird. Außerdem wer-den immer noch frauen* feind-liche Begriffe wie „hysterisch“ (ursprünglich einen vermeintlich krankhaften Zustand beschrei-bend) als Bestandteil der Sprache zur Abwertung und Degradierung weiblichen Erfahrens verwendet.

Diese sprachlichen Normie-rungen vereinfachen dann ih-rerseits machstrukturell gestützte normative Zuschreibungen in anderen gesellschaftlichen Be-reichen, wie beispielsweise in medizinischen Zusammenhängen, in denen der anatomische Norm-körper kategorisch als männlich gedacht wird. Der weibliche Körper hingegen wird als ver-meintliche „Abweichung“ be-trachtet, in der Frauen* als un-berechenbare, hormongesteu-erte Wesen beschrieben werden.

Auf die Diskriminierung gegen homosexuelle, queere, trans*, und inter* Menschen machen wir teilweise mit dem Plakat „Inter-sektionalität ist...“ aufmerksam.

Sie werden auf Grund ihres Begehrens und/oder ihrer Ge-schlechtsidentität, die von der he-teronormativen Matrix abweichen, diskriminiert und marginalisiert.

Intersektionalität ist hier von zentraler Bedeutung: z.B. beim

Aufeinandertreffen von Sexismus und Transfeindlichkeit. So wer-den Männer*, die geschlechtss-pezifischen Stereotypen nicht entsprechen, mit als weiblich besetzten Attributen „herabge-setzt“. Hier wird „das Weibli-che“ als defizitär wahrgenom-men.

Heteronormativität findet statt, wo ein bestimmtes Begehren ei-ner bestimmten Verhaltensart zugeordnet wird, die nicht der vermeintlichen Norm entspricht.

Sanaa Azdoufal, Enis Maci

Rubenstein, A. (2007): What is "sexism"?
URL: [http://finallyfeminism101.word
press.com/2007/10/19/sexismdefinition/](http://finallyfeminism101.wordpress.com/2007/10/19/sexismdefinition/)
(09.01.2014, 12:28)

Brandenburger, W. (1993): Gewalt und Rassismus.
Projekthandbuch: Gewalt und Rassismus,
. 167



Wahrig, G./Krämer, H./Zimmermann, H. (1984):
Brockhaus Wahrig. Deutsches Wörterbuch in sechs
Bänden. Vol. 6. Brockhaus.

Weiterführende Literaturempfehlungen:

Hooks, B. (1994): Outlaw Culture. Resisting
Representations. London/New York: Routledge.

Hooks, B.: Feminist Theory: From Margin to Center
Hooks, B.: Ain't I a Woman: Black Women and
Feminism

Kanter, R. M. (1977): Men and Women of the
Corporation. New York: Basic Books

Penny, L. (2011): Meat Market. Female Flesh
Under Capitalism. London: Zero Books.

*„Täglich wird uns klargemacht, dass wir hungriger,
schlampiger, lässlicher, bedürftiger,
ärgerlicher, mächtiger und weniger perfekt sind,
als wir sein wollen.“*

Laurie Senay

Intersektionalität ist

Intersektionalität ist die Verschränkung von unterschiedlichen Machtverhältnissen, wie race, class, gender, ableism, sexuality, ageism und viele andere Diskriminierungsformen. Ein anderes Wort dafür wäre Mehrfachdiskriminierung. Wichtig ist, dass die einzelnen Diskriminierungsformen nicht einfach zusammengerechnet werden können, sondern dass gerade die Verschränkung neue Formen und Mechanismen hervorbringt. Die einzelnen Unterdrückungsmechanismen, durch die diese Mehrfachdiskriminierungen geschehen, sind miteinander verwoben und stabilisieren sich gegenseitig.

Heterosexismus-Ableism

„
Als Blinde kriegst du eh
keinen Mann ab, du kannst
ja nichtmal kochen.
“

Hier wird davon ausgegangen, dass
a) blinde Menschen nicht in der Lage sind zu kochen
und
b) Frauen* ausschließlich dafür leben Männer* zu
bekochen. Zudem wird vorausgesetzt, dass die Frau*
ausschließlich Männer* begehrt.

Trans*feindlichkeit-Lookism

„
Bist du ein Mann oder
eine Frau? Du siehst aber
gar nicht aus wie eine
Frau.
“

Es gibt Menschen, die sich nicht eindeutig dem Geschlecht Mann oder dem Geschlecht Frau zuordnen können oder wollen. Manche Menschen switchen auch zwischen diesen Identitäten oder definieren sich über ein Geschlecht, welches sich nicht in dem binären Geschlechtersystem befindet. Eine der vielen Eigenbezeichnungen ist Trans*menschen. Durch die "entweder-oder"-Frage wird der Trans*person ihr Geschlecht und somit ihre Menschlichkeit abgesprochen. Die Frage ist demnach klar trans*feindlich. Des Weiteren wird davon ausgegangen, dass es eine bestimmte Art gibt, wie Frauen und wie Männer auszusehen haben.

Sexismus-Adultismus

„
So aber nicht junge
Dame!
“

Hier wird die Frau* gemäßregelt, zum einen auf Grund dessen, dass sie eine Frau ist und weil sie jünger ist bzw. jünger geschätzt wird. Beides gibt dem Mann die vermeintliche Legitimation dafür, sie zurechtzuweisen, aufgrund ihres Geschlechts und ihres Alters.

Heterosexismus-Rassismus

„
Kriegst du die Männer mit
Bauchtanz rum? Und ziehst
du dazu dein Kopftuch
aus?
“

Hier wird angenommen, dass die Frau* an und für sich dazu da ist, Männer* rumzukriegen. Damit wird auch angenommen, dass die Frau* ausschließlich Männer attraktiv findet, also heterosexuell ist. Weiterhin wird die Frau* auf ihr Kopftuch reduziert und davon ausgehend wird von ihr erwartet, dass sie zwangsläufig Bauchtanz kann. Die Assoziation zwischen »Orient« und Bauchtanz und der damit einhergehenden Exotisierung basiert auf der Konstruktion des »Orient« als das vermeintlich Andere. Dies wird auf die "orientalische" Frau übertragen und nicht selten von Märchen und Disney-Filmen aufgegriffen.

„

Ich hab nichts dagegen,
wenn türkische Frauen
Kopftuch tragen, aber...

“

Dieser Vorrede schließt sich immer eine diskriminierende Aussage an. Warum sonst sollte mensch sich absichern, dass er ja "eigentlich" kein Problem mit kopftuchtragenden Frauen* hat, wenn nicht daraufhin doch eine diskriminierende Äußerung folgt? Wenn er_sie tatsächlich "nichts dagegen" hat, braucht er_sie dies auch nicht erwähnen.

Rassismus gegen Romn_ja, Heterosexismus, Klassismus

„
Roma-Frauen mit den
vielen schmutzigen Kindern
von unterschiedlichen
Vätern.
“

Hier werden nicht nur rassistische Klischees gegenüber Romn_ja geäußert, sondern diese auch noch verknüpft mit der Vorstellung, dass Frauen* einzig und allein einen (!) Mann* begehren dürfen. Außerdem werden Romn_ja automatisch als arm ("schmutzig") stigmatisiert, sodass ihre Klassenzugehörigkeit (Arbeiter_innen- bzw. Armutsklasse) schon im Vorhinein auf sie projiziert wird.

Es gibt unterschiedliche Strategien mit der Konfrontation von solchen Aussagen umzugehen, zum Beispiel durch die Umkehrung von Aussagen und Zurückfragen. Wichtig ist zu allererst, dass du keiner Person deine Realität erklären musst, egal in welcher Position diese Person zu dir steht, nur weil du nicht einer (konstruierten) Normalität angehörst.

INTERSEKTIONALITÄT

Eine Einführung



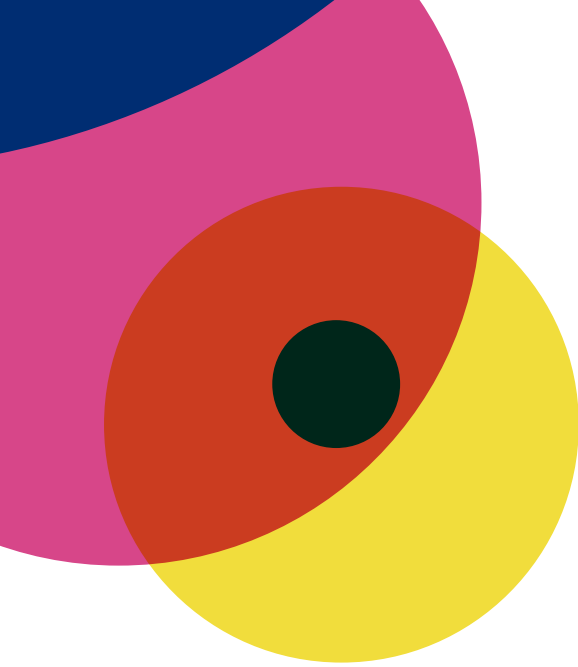
Dieser Text führt den Begriff „Intersektionalität“ ein und stellt die Entstehung, aber auch die Kritik daran dar. Das Wort Intersektionalität kommt aus dem Englischen (intersection = Kreuzung, Überschneidung). In Bezug auf Diskriminierung bedeutet Überschneidung, dass sich unterschiedliche Diskriminierungen miteinander verbinden. Menschen sind demnach nicht nur von einer Diskriminierung wie zum Beispiel Sexismus, sondern auch gleichzeitig von Rassismus, Klassismus, Homophobie und anderen Unterdrückungsverhältnissen betroffen, d.h.: Menschen können mehrfach diskriminiert werden.

Intersektionalität wurde jedoch sowohl in den USA als auch in Deutschland nicht von Beginn an innerhalb der Frauen*bewegung mitgedacht. Die Tatsache, dass Frauen* nicht nur aufgrund ihres Geschlechts diskriminiert werden können, wurde

nicht miteinbezogen. Das liegt daran, dass die Wissensproduktion über so genannte Migrant_innen, also Menschen deren Eltern oder Großeltern zu einem großen Teil aus Kurdistan und der Türkei stammen, aus einer weißen, eurozentristischen Perspektive geschieht. So wurden und werden diese Frauen* als unterwürfig, unmündig und hilflos dargestellt (Çelik 2000: 12). Sie tauch(t)en nicht als eigenständige Subjekte mit eigener Handlungsfähigkeit auf, sondern werden konstant als Opfer dargestellt. Sie selbst kommen ebenso wenig wie Schwarze Frauen in der deutschen Frauen*bewegung vor. Damit fehlte die Perspektive, dass es Frauen gibt, die innerhalb von Machtstrukturen in mehr als nur einer Kategorie von Diskriminierung betroffen sein können.

Mitte der Achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts gab es die ersten offenen Debatten,

die weiße Sozialarbeiter_innen und Wissenschaftler_innen aufgrund dieser Unsichtbarmachung kritisiert haben. Es wurden Konferenzen organisiert, auf denen Afrodeutsche, jüdische und migrantische Frauen* mögliche Bündnisse aushandelten und der Kritik an die weiße-Mittelklasse-Frauen*-Bewegung Raum gaben. Zudem wurden wissenschaftliche Arbeiten veröffentlicht, in denen die Verschränkung von Rassismus, Sexismus und Klassismus thematisiert wurde, darunter „Paternalismus in der Frauenbewegung?!“ von Nora Rätzhel und Annita Kalpaka (1985) und Lebensentwürfe ausländischer Frauen. Zum Subjektbegriff in der Migrantinnenforschung schrieb Helma Lutz (1988). Dieser Veröffentlichung folgte „Farbe bekennen“ (1991) von May Ayim und Katharina Oguntoye, in der die feministische Bewegung dafür kritisiert wurde, die Kategorie „Rasse“ 20



nicht zu berücksichtigen und der Sammelband „Entfernte Verbindungen“ (1992), in dem migrantische, jüdische Frauen* und Afro-Deutsche Frauen auf Rassismus, Klassismus und Antisemitismus innerhalb der deutschen Frauen*bewegung aufmerksam machten.

All diese Interventionen wurden leider nicht gehört. Beiträge von Frauen of Color, migrantischen Frauen* und Afro-Deutschen Frauen*, werden im deutschen akademischen Diskurs weiterhin zum Schweigen gebracht – auch wenn weiße Wissenschaftler_innen eben diese Theorien in ihrer eigenen Forschung nutzen (Erel et al. 2008: 63). Obwohl „Rasse“ in sehr wenigen akademisch-universitären Bereichen als Instrument zur Forschung genutzt wird, passiert das ohne die Miteinbeziehung von lokalen Praktiken, Geschichten und Epistemologien des Widerstandes (Erel et al. 2008:57).

Die beschriebenen Interventionen von migrantischen Frauen*, Afro-Deutschen Frauen* und Frauen* of Color, die auf Mehrfach-Unterdrückung aufmerksam machen, wurden maßgeblich von US-amerikanischen Diskursen beeinflusst, in denen ähnliche Kämpfe geführt wurden und werden.

Die Annahme, dass neben der Kategorie „Geschlecht“ auch andere, sich überschneidende Unterdrückungsverhältnisse bestehen, wurde von Kimberlé Crenshaw erstmals theoretisiert. Sie war eine der ersten Wissenschaftler_innen, die feststellte, dass neben Geschlecht auch andere Kategorien innerhalb von Machtstrukturen eine Rolle spielen. In „Mapping the margins“ analysiert sie unter anderem das Beispiel von Women* of Color, die sexualisierte Gewalt erleben und diese anders erfahren, da sich in dem von ihr angeführten Beispielen die Kategorien Geschlecht, „Rasse“ und

Klasse miteinander verschränken (Crenshaw 1991:1242), weshalb Intersektionalität oft mit der Trias 'race'/class/gender assoziiert wird. Women* of Color, die nicht über die gleichen finanziellen Ressourcen verfügen, wie weiße Mittelklasse-Frauen* sind demzufolge stärker von ihren US-amerikanischen Ehemännern abhängig. Vor allem gilt dies in Bezug auf ihr Aufenthaltsrecht, das nicht selten durch die Ehe mit einem US-Amerikaner gesichert wird (Crenshaw 1991: 1248). Aus diesem Grund werden Women* of Color möglicherweise keine institutionelle Hilfe beanspruchen – und selbst wenn sie das täten liegt auch da die Gefahr, dass sie diskriminiert werden, da Hilfseinrichtungen darauf ausgerichtet sind, die Bedürfnisse weißer heterosexueller Mittelklasse Frauen* zu befriedigen, die Englisch als Erstsprache sprechen (Crenshaw 1991:1250). Auch wenn Crenshaw die Situa-



tion von Women* of Color in den USA beschreibt, sind die Bedingungen in so genannten westlichen Ländern ähnlich.

Neben den genannten Schwarzen Feminist_innen haben auch andere die Frauen*bewegung aus denselben Gründen kritisiert, darunter Audre Lorde, Patricia Hill Collins, Gloria Anzaldúa, Chandra Mohanty und The Combahee River Collective (1977).

bell hooks und das Combahee River Collective² nutzen den Begriff „ineinander verschränkte Unterdrückungsverhältnisse“ (systems of interlocking oppression) statt Intersektionalität, da dieser Terminus auch Hierarchien in der Priorität bestimmter Kategorien (re)produziert, wie Erel et al. deutlich machen:

„Die Vorstellung von ‚Intersektionalität‘ fasst nicht die Interdependenz und Relationalität von sozialen Aushandlungsprozessen, weil sie sich auf die Be-

ziehung zwischen Sektionen und Kategorien konzentriert. Intersektionalität benennt die Tatsache, dass Subjekte durch unterschiedliche soziale Beziehungen konstruiert sind. Es konzentriert sich jedoch nicht auf die asymmetrischen Machtbeziehungen, innerhalb welcher diese verschiedenen Machtstrukturen in einem bestimmten geopolitischen oder sozioökonomischen Zusammenhang zusammenfallen oder auseinander gehen. Kurzgefasst beschreibt Intersektionalität ein System von ineinander verschränkten Machtverhältnissen, aber es konzeptualisiert nicht notwendigerweise die Herstellung von Hierarchien zwischen diesen unterschiedlichen Macht- und Dominanzbeziehungen.“ (2008: 64, meine Übersetzung)

Diese Kritik ist äußerst wichtig, da die Tendenz existiert, bestimmten Kategorien weniger Bedeutung beizumessen als anderen, wie zum Beispiel Sexuali-

tät oder geschlechtliche Identität. Deshalb kommen genderqueere Identitäten und Trans*-Personen in dem Diskurs um Intersektionalität selten vor (Erel et al 2008: 57).

Zudem wird teilweise der Kategorie Religion keine ausschlaggebende Bedeutung zugeschrieben. In feministischen Diskursen gibt es selten eine Miteinbeziehung der (konstruierten) religiösen Differenz (Mahmood 2008: 162).

Es ist unabdingbar, die angeführte Kritik am Begriff der Intersektionalität mitzudenken. Wichtiger ist jedoch, nicht zu vergessen, dass es nicht ausreicht, ein Machtverhältnis – wie zum Beispiel Sexismus – abzuschaffen, während alle anderen (Rassismus, Klassismus, Homophobie, etc.) intakt bleiben (hooks 1984: 37).



Besonderer Dank gilt Hanna Al-Taher für ihre wertvollen Anmerkungen und Verbesserungsvorschläge.

1 Mir ist bewusst, dass es keine »Rassen« und biologischen oder genetischen Unterschiede zwischen Menschen gibt, die es erlauben wurden sie in "rassentheoretische" Kategorien einordnen zu können. Innerhalb rassismuskritischer Diskurse wird häufig auch der englische Begriff race verwendet, um dieses Wort zu umgehen, allerdings sind die Assoziationen mit diesem Terminus im anglophonen Raum nicht positiver als im deutsch-sprachigen (Wollrad 2005:16f). Um den Konstruktcharakter von »Rasse« auszudrücken und hervorzuheben, verwende ich den Begriff in Anführungszeichen.

2 Das Combahee River Collective war eine Organisation Schwarzer lesbischer Feminist_innen und wurde 1974 in Boston (U.S.A.) gegründet. Der Name geht auf den Combahee Fluss zurück, an dem 1863 750 Schwarze versklavte Menschen befreit wurden.

Çelik, S. (2000): Das Selbstverständnis von Studentinnen türkischer Herkunft. Eine diskursanalytische Studie. Internetbibliothek Gerhard Mercator Universität Duisburg

Crenshaw, K. W. (1991). Mapping the Margins: Intersectionality, Identity Politics, and Violence against Women of Color. In: Stanford Law Review, Vol. 43, No. 6., S. 1241–1299

Erel, U./Haritaworn, J./Gutiérrez Rodríguez, E./Kleese, C.: On the Depoliticisation of Intersectionality Talk: Conceptualising Multiple Oppressions in Critical Sexuality Studies. In: Taylor, Y./Hines, S./Casey, M.: Theorizing Intersectionality and Sexuality. Basingstoke: Palgrave Macmillan, S. 56-77

hooks, b. (1984): Feminist Theory: From Margin to the center. Routledge: London

Mahmood, S. (2008): Teoría Feminista y el agente dócil: algunas reflexiones sobre el renacimiento islámico en Egipto, In: Suárez, L./Hernández Castillo, R. A.: Descolonizando el Feminismo: Teorías y Prácticas desde los Márgenes. Madrid: Ediciones Catédra, S. 162-214

Wollrad, E. (2005): Weißsein im Widerspruch. Feministische Perspektiven auf Rassismus, Kultur und Religion. Königsstein/Taunus

Weiterführende Literaturempfehlungen:

Anzaldúa, G. E.: Borderlands/La Frontera. Third Edition, The New Mestiza

Anzaldúa, G. E.: This Bridge We Call Home: Radical Visions for Transformation

Anzaldúa, G. E. (Hrsg): Making Face, Making Soul/Haciendo Caras: Creative and Critical Perspectives by Feminists of Colour

Castro Varela, M./ Dhawan, N. (2009): Feministische Postkoloniale Theorie: Gender und (De-)Kolonialisierungsprozesse. Europa provincialisieren? Ja, bitte! Aber wie? In : Femina Política , S. 9-18

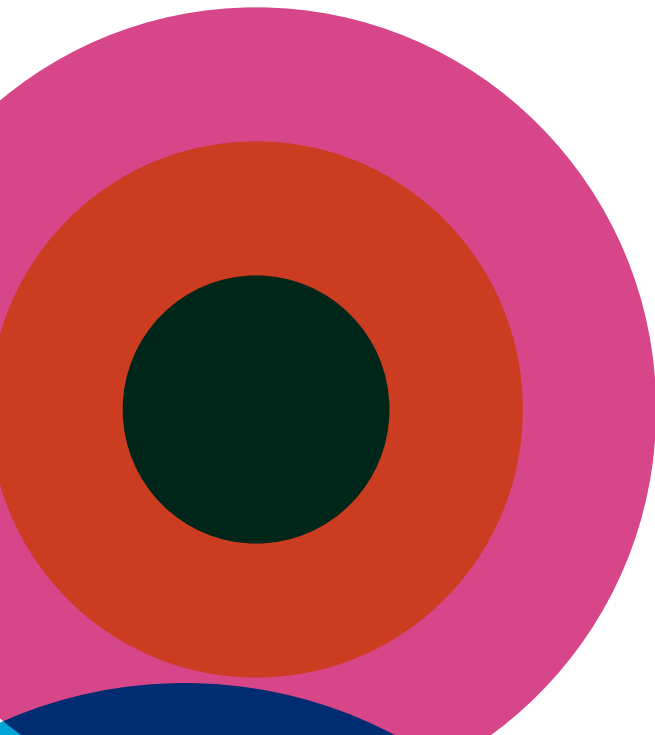
Castro Varela, M./ Dhawan, N. (Hg.) (2011): Soziale (Un-)Gerechtigkeit. Kritische Perspektiven auf Diversity, Intersektionalität und Antidiskriminierung. Berlin/Münster/Wien/Zürich/London: Lit Verlag.

Davis, A. Y. (1981): Women. Race. Gender. Toronto: Random House.

Guillaumin, C. (1995): Racism, Sexism, Power and Ideology. London: Routledge.



Mohanty, C. T./Lourdes M. T./Ann Russo: Third
World Women and the Politics of Feminism
Iain Borden/Jane Rendell (Hrsg.) (2000):
Intersections. Architectural Histories and Critical
Theories. London / New York : Routledge



DEKOLONISIERUNG UND EMPOWERMENT



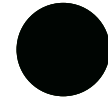
Empowerment bedeutet die Freiheit als Selbst existieren zu können, ohne sich Handlungs-
zwängen zu beugen, die von außen aufgrund sozialer Kategorien (wie „Rasse“, Klasse, Gender, Disability u.a.) an uns herangetragen werden und die uns in unserer Sozialisation prägen. Daher richtet sich Empowerment an Menschen, die durch diese Herrschaftsverhältnisse (Rassismus, Klassismus, Sexismus, Heteronormativität u. a.) unterdrückt werden. Ich beziehe mich in diesem Artikel vor allem auf Empowerment im Kontext von Rassismuserfahrungen in Deutschland. Gleichwohl ist das Konzept auch für andere Befreiungsbewegungen relevant.

Durch meinen eigenen Empowerment-Prozess habe ich eine positive Sprache für meine Lebenssituation gefunden. Als Women of Color mache ich in meinem Lebensmittelpunkt Deutsch-

land Rassismuserfahrungen. Das liegt nicht an meinem von der Dominanzgesellschaft definierten „Migrationshintergrund“, sondern an der rassistischen Gesellschaft. Bei der Wortkonstruktion „Migrationshintergrund“ geht es um eine Normalisierung von Rassismus und eine Entnennung von weiß-Sein. Der „Hintergrund“ weißer Schwed_innen in Deutschland spielt im Gegensatz zu dem von People of Color keine Rolle. Wenn ich nach meiner „Herkunft“ gefragt werde, hat die Antwort, dass ich in Nordfriesland aufgewachsen bin, die Fragen bisher noch nie zufriedengestellt. Das verwundert mich mittlerweile nicht mehr, denn es geht in der Frage nicht um tatsächliches Interesse an meiner Person, sondern darum, mich als Projektionsfläche für rassistische Fantasien von Exotik oder Orientalismus der weißen Fragen zu nutzen.

Empowernde Bündnisse

Der Begriff „PoC – Person/People of Color“ verbindet all diejenigen, die geteilte Erlebnisse und Erfahrungen mit Rassismus machen. Die Selbstbezeichnung kommt ohne Defizitkonstruktion aus und wurde durch die Befreiungsbewegungen gegen Kolonialismus und Rassismus geprägt (vgl. Dean 2011: 597ff). Durch den gemeinsamen Bezugspunkt der Rassismuserfahrungen können – von weißen erschaffene – Hierarchisierungen unter Communities of Color überwunden werden. Dies bietet besonderes Potenzial für eine gegenhegemoniale Bewegung, die das „Teile-und-Herrsche-Prinzip“ durchbrechen kann. Unter der Selbstbezeichnung „People of Color“ können Bündnisse zwischen all jenen geschlossen werden, die durch weiße Dominanzkultur marginalisiert und durch koloniale Ge-



walt kollektiv unterdrückt und abgewertet werden (Ha 2007: 37).

Herrschaft und Unterdrückung

Unterdrückungsverhältnisse funktionieren immer nach einer Logik, in der die „Norm“ aus einer machtvollen Position definiert wird. Diese „Normen“ schließen täglich einige, die von ihnen abweichen, aus, andere hingegen haben durch eben diese Strukturen Vorteile und Privilegien.

Wer von den gesellschaftlich festgelegten und historisch wandelbaren „Normen“ abweicht, wird diskriminiert, ausgegrenzt oder unterdrückt. Das dominante Wissen über die Welt und was als „normal“ oder „fremd“ und „ungewöhnlich“ gilt, ist dabei maßgeblich durch „Rassen“- , Klassen- und Gender-Konstruktionen geprägt (Strega 2005: 201ff).

Die Unterdrückungsstrukturen verlaufen zumeist nicht parallel, sondern intersektional. Die Verschränkungen differenziert zu betrachten ist relevant, um einerseits Mehrfachdiskriminierungen und andererseits unterschiedlich gelagerte Privilegien sichtbar zu machen.

Verinnerlichte Unterdrückung

Zum rassistischen Herrschaftssystem gehört die Präsentation und Repräsentation der „Anderen“ aus dominanter weißer Perspektive. Diese und die permanenten Erfahrungen von Fremdheit und Ausgrenzung durch Alltagsrassismus führen dazu, dass die rassistische Ideologie auch in People of Color wirkt.

Stuart Hall beschreibt in Bezugnahme auf Frantz Fanon und Edward Said den gewaltvollen Prozess, in dem wir durch die westlichen Wissenskategorien

nicht nur zum „Anderen“ gemacht, sondern darüber hinaus auch dazu gebracht werden, uns selbst als „Andere“ wahrzunehmen und zu erfahren (Hall 1994: 30; Fanon 2008: 153). Hall nennt dies: „to become self-as-Othered“ (Hall 1996: 17). Bei verinnerlichter Unterdrückung wird also das Dominanzverhältnis für Unterdrückter_innen und Unterdrückte zur akzeptierten Norm. „Internalized oppression is the incorporation and acceptance by individuals within an oppressed group of the prejudices against them within dominant society“ (Hervorh. i. O. Pheterson 1990: 35). Wenn es gelungen ist, große Teile der von der Macht ausgeschlossenen Menschen von ihrer eigenen menschlichen, moralischen und politischen Minderwertigkeit zu überzeugen, ist die Stigmatisierung vollendet (Osterkamp 1997: 98).



In Deutschland führt die kollektive Verinnerlichung von Rassismus unter People of Color häufig dazu „beweisen“ zu müssen, dass wir „intelligent“, „emanzipiert“ oder „integriert“ sind. Während weißen Menschen Intelligenz oder „Fortschrittlichkeit“ automatisch zugeschrieben wird, müssen PoC diese erst einmal unter Beweis stellen. Unsere Identitäten sind somit permanent mit rassistischen Erwartungen konfrontiert, welches zu einer Normalisierung und Verinnerlichung dieser Defizitätskonstruktionen führt und damit zu dem Zwang, diese vermeintlichen Defizite durch Überkompensation auszugleichen, also immer einen Schritt schneller und besser zu sein (vgl. Terkesidis 2004). Zusätzlich zur alltäglichen Belastung mit Rassismuserfahrungen kommt der Druck hinzu, als „Ausnahme-Migrant_in“ noch mehr leisten zu müssen, um zu den „guten

Ausländer_innen“ zu gehören. Insbesondere vor dem Hintergrund der massiven Chancengleichheit in Deutschland zum Beispiel im Bildungssystem ist dieser geradezu zynisch.

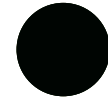
Der Zwang, sich von seiner marginalisierten Community abzuheben, verhindert überdies die Solidarisierung mit Menschen, die sich in einer ähnlichen Position befinden (Pheterson 1990: 36). Dieser Prozess hat eine wichtige Funktion im weißen Teile-und-Herrsche-System, auf die ich später zurückkommen werde.

Dekolonisierung und Empowerment

In Bezug auf Rassismus und Sexismus haben insbesondere Schwarze Feminist_innen aus den USA (wie bell hooks und Patricia Hill Collins) einen dekolonialen Perspektivwechsel auf

Handlungsspielräume im Sinne des Empowerment-Ansatzes erarbeitet, welcher auch für die PoC-Bewegung in Deutschland eine relevante Sichtweise eröffnet.

Dekolonisierung ist als alltäglich gelebter politischer Prozess zu verstehen und als „[...] Kampf, uns selbst zu definieren – im Widerstand gegen Beherrschung und darüber hinaus“ (hooks 1994a: 13). In erster Linie meint die Dekolonisierung des Selbst den Prozess, sich über die unterdrückerischen Strukturen, in denen wir sozialisiert sind und die unser Leben prägen, bewusst zu werden. Daher ist die kritische Reflexion über sich selbst und die Verortung der eigenen Identität in diesen Strukturen Ausgangspunkt für Befreiung und Selbststärkung (vgl. hooks 1994b: 47; Freire 1974: 36).



Im Kontext der deutschen „Integrationsdebatte“ bedeutet dies beispielsweise die Erkenntnis, dass Integration hierzulande nichts anderes bedeutet als Assimilation an ein weißes Selbstverständnis der Nation. Migrant_innen sollen sich – vermeintlich aus eigenem Interesse – „integrieren“ und damit an die Gesellschaft anpassen, welche sie herabsetzt und ausgrenzt (Attia 1997: 267).

Bei der Dekolonisierung handelt es sich um einen bewussten Austritt aus der kolonialen Situation. Wenn wir erkennen, dass unsere vermeintlichen Defizite aus einer weißen Norm konstruiert werden, können wir dem Druck hin zur Überkompensation widerstehen – denn wir müssen nichts „ausgleichen“ um „mitzuspielen“.

„Um die Situation der Unterdrückung zu überwinden, muss

der Mensch zunächst ihre Ursachen kritisch erkennen, damit er durch verändernde Aktion eine neue Situation schaffen kann, eine, die das Streben nach vollerer Menschlichkeit ermöglicht“ (Freire 1974: 34).

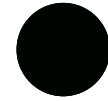
Wenn wir uns alle Faktoren, die in unserem Leben Schmerz und Unterdrückung verursachen, vor Augen führen, können wir individuelle und kollektive Widerstandsstrategien entwickeln (hooks 1993: 14).

Empowerment in Practice

Empowerment ist nicht bloße Theorie, sondern vor allem alltäglich gelebte Praxis. Insbesondere wenn wir in eine rassistische Situation geraten, zum Beispiel, wenn wir mal wieder nach unserer „ursprünglichen“ Herkunft gefragt werden, ist es besonders stärkend, auf unser eigenes Wohlbefinden zu achten, anstatt

eine möglichst „angemessene“ Reaktion abzuliefern. Da Alltagsrassismus in der Gesellschaft konsequent verleugnet wird, ist es befreiend darauf zu achten, was diese Situationen mit uns machen, anstatt andere Leute von dem rassistischen Gehalt ihrer Handlungen oder Äußerungen zu überzeugen. Hingegen dürfen wir darauf achten, was wir selbst in der Situation brauchen und was für uns die beste Lösung in der Situation ist (Kilomba 2008: 139).

Für das Ausbrechen aus der kolonialen Dynamik ist die Bestimmung von eigenen Grenzen von Bedeutung für unsere Selbststärkung. Seien diese geografisch, im Sinne einer selbstgewählten „Heimat“, oder auch Grenzen im Sinne der Bestimmung der eigenen Bedürfnisse und Akzeptanzschwellen. Unsere eigenen Grenzen zu bestimmen und zu vermitteln, stellt einen wichtigen Prozess dar, um dem



invasiven Alltagsrassismus zu begegnen.

Diese Strategie kann jedoch überwiegend auf einer individuellen Ebene Anschluss finden. Durch das Dilemma, dass unsere Lebenswelt auch durch institutionellen Rassismus in Strukturen wie dem Arbeitsmarkt oder Bildungssystem bestimmt bleibt, können wir zwar durch Dekolonisierung verinnerlichte Defizite überwinden, die gesellschaftlich dominante weiße Sicht auf uns wird jedoch bestehen bleiben. Dennoch haben wir die Möglichkeit, unseren Umgang mit diesen Strukturen zu bestimmen und zu verändern. „By persisting in the journey toward self-definition we are changed, and this change empowers us“ (Hill Collins 1991: 113).

Wut in Widerstand wandeln

Durch Rassismuserfahrungen

verspüren wir häufig Machtlosigkeit und große Wut. Die Schwarze Feministin Audre Lorde hat darauf verwiesen, Wut als Quelle für Empowerment zu nutzen.

Im Kontext der Ungerechtigkeit von Unterdrückungsstrukturen ist Wut ein Zeichen unserer Energie und kann uns antreiben anstatt zu lähmen. Denn in der Wut stecken Informationen und es ist befreiend, diese auszudrücken (Lorde 1984: 130). Solange wir Wut fühlen, haben wir uns zumindest nicht mit der Unterdrückung abgefunden und widerstehen der Stigmatisierung (ebd.).

Unterdrückungserfahrungen rufen mit der Wut häufig auch Sprachlosigkeit hervor. „Je schmerzhafter die Themen sind, um die es geht, desto größer ist unsere Sprachlosigkeit“ (hooks 1994a: 10). Da unsere Lebenserfahrungen

in dominanten Diskursen häufig nicht anerkannt und benannt werden, sondern im Gegensatz abgewehrt und verneint („Jetzt stell dich mal nicht so an“ oder „Übertreib mal nicht“), ist das Ausdrücken und Teilen von Diskriminierungserfahrungen eine wichtige Strategie für den Empowerment-Prozess. Wenn die Sprachlosigkeit überwunden ist, können weitere Handlungen zur Befreiung folgen. Patricia Hill Collins beschreibt diesen Prozess als Weg von der Stille zur Sprache zur Handlung: „[...] from silence to language to action“ (Hill Collins 1991: 112).

Zum Ringen um Sprache als Ausdruck für die eigenen Erfahrungen gehört auch die Suche nach angemessenen Begriffen. Wie ich in der Einleitung bereits erwähnte, kommt dem PoC-Begriff hier eine wichtige Bedeutung zu. Aber auch anderen Selbstbezeichnungen wie „Schwarze



Deutsche“ und „Afrodeutsche“, die 1986 mit dem Erscheinen des Bandes „Farbe bekennen“ in Deutschland geprägt wurden (Oguntoye/Opitz et al. 1997). Eine weitere sprachliche Widerstandsperspektive ist die emanzipative Umdeutung und Aneignung von rassistischen Begriffen. In Deutschland hat dies vor allem das Bündnis „Kanak Attak“ mit dem Begriff „Kanacke“ geprägt. Diese letztgenannte Widerstandsstrategie funktioniert allerdings ausschließlich aus einer Position of Color.

Community: Schulter an Schulter Unterdrückung widerstehen

Bei dem Prozess, eine Sprache für unsere Erlebnisse zu finden, besteht ein wichtiger Faktor darin, mit wem wir unsere Erlebnisse teilen. Empowerment-Räume im Sinne von Seminaren oder Community-Einrichtungen bieten

dafür eine wesentlich geschütztere Möglichkeit als gemischte Räume der Mehrheitsgesellschaft, da alle Teilnehmer_innen an die Rassismuserfahrungen anknüpfen können (vgl. Yigit/Can 2006). Da Unterdrückungsstrukturen intersektional verlaufen, gibt es in PoC-Räumen auch sehr unterschiedlich gelagerte Privilegien. Zentrale Aufgabe für eine breite Empowerment-Bewegung ist es daher, uns im Teile-und-Herrsche-Verhältnis nicht gegeneinander ausspielen zu lassen. Vielmehr muss dieses überwunden und durch eine neue Vision der Solidarität ersetzt werden. Insbesondere Audre Lorde hat die Bedeutung von Community für die Widerstandsbewegung ausgedrückt:

„Without community there is no liberation, only the most vulnerable and temporary armistice between an individual and her oppression. But community must not mean a shedding of our dif-

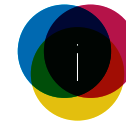
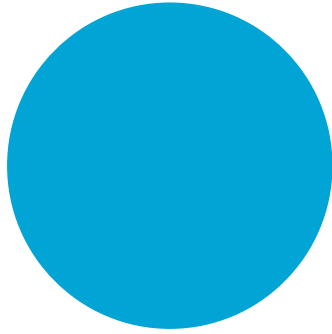
ferences, not the pathetic pretense that these differences do not exist“ (Lorde 1984: 112).

Solidarische Bündnisse zwischen unterdrückten Gruppen haben großes Potenzial, den Status quo auf gemeinsame und gestärkte Weise in Frage zu stellen. Dabei sollen Unterschiede untereinander nicht verherrlicht oder verklärt werden, aber der Fokus auf die verbindende Unterdrückungsstruktur kann weiße Machtlogiken überwinden: „For the masters tool will never dismantle the master's house.“ (Lorde 1984: 112)

Heilen: Wellness als Widerstand

Die Empowerment-Perspektive legt den Fokus darauf, Stress zu vermeiden und auf unser Wohlbefinden zu achten.

Wenn wir die Perspektive dahingehend ändern, was rassisti-



sche Situationen mit uns machen anstatt es anderen Menschen zu erklären, sollten wir auch die Auswirkungen von Rassismuserfahrungen auf Körper und Geist erst nehmen und uns aktiv auf Genesung und Heilung ausrichten. Die maorische Forscherin Linda Thuiwai Smith versteht Heilung dabei als physischen, spirituellen, psychologischen, sozialen und kollektiven Erholungsprozess (Smith 2008: 117).

In alltagsrassistischen Situationen sind wir großem Stress ausgesetzt, der unsere körperliche Reaktion auf Überforderung ausdrückt. „stress is the body's response to carrying more than it can bear“ (hooks 1993: 53). Die Überforderung und die Wunden, die entstehen, hindern uns daran, unsere Potenziale voll auszunutzen und verhindern so auch Widerstand. Daher argumentiert bell hooks im Kontext von Unterdrückten für den indi-

viduellen Genesungsprozess als politischen Akt: „[...] choosing ‚wellness‘ is an act of political resistance“ (hooks 1993: 14).

„Wellness“ meint in diesem Sinne kein neoliberales Lebenskonzept, sondern eine widerständige Lebenshaltung, sich in einer Unterdrückungsstruktur für das eigene Wohlbefinden zu entscheiden und aktiv einzusetzen. Im weißen Herrschaftssystem ist ‚Wellness‘ ein Privileg für weiße. Für PoC ist es hingegen nicht vorgesehen, dass es uns ‚gut geht‘. Daher ist die aktive Entscheidung, auf die eigene „Wellness“ zu achten, als widerständige Intervention in diese weiße Kultur zu sehen: „To choose against that culture, to choose wellness [...]“ (hooks 1993: 29).

Empowerment als Lebensaufgabe

Empowerment ist also nicht

die Zauberformel, die Menschen mit Diskriminierungserfahrungen mit einer Superhelden-Uniform durch die Welt gehen lässt, deren Härte uns dann nichts mehr anhaben kann. Aber die Empowerment-Perspektive öffnet den Blick für unsere Möglichkeiten. Denn wir müssen uns keinen kolonialen Abhängigkeitsverhältnissen und Zwängen beugen. Wir können den Status als kollektive „Andere“ verlassen und einen selbstgewählten Platz als Individuum annehmen. Einen Platz als Subjekt und nicht als Objekt (Kilomba 2008: 145). Die Perspektive auf uns selbst als eigenständige, handlungsstarke Subjekte gibt uns Kraft, der rassistischen Logik zu widerstehen und uns zu widersetzen. Dies bedeutet auch die erlernte Hilflosigkeit mittels eigener Kraftquellen zu verlassen: „To achieve a new role as equal, one has to place her/himself outside the colonial dynamic; that is, one



has to say farewell to that place of Otherness." (Kilomba 2008: 141)

Dieser Prozess erfordert einerseits Kraft, er ist auf der anderen Seite aber vor allen Dingen stärkend. Auch wenn Empowerment kein Allheilmittel gegen Rassismus ist, so gibt es eine neue Perspektive auf das Leben in rassistischen Strukturen,

jenseits weißer Normvorstellungen. Von größter Bedeutung ist dabei, rassistische Zuschreibungen als weiße Fremd- und nicht als Selbstkonstruktion zu erkennen. Unsere eigenen Kraftquellen und unser Wohlergehen wertzuschätzen und zu schützen, bedeutet weder uns zwangsläufig aus der Gesellschaft zurückzuziehen noch jeden Kampf zu kämpfen.

Empowerment bedeutet als People of Color auf unsere eigenen Bedürfnisse in rassistischen Alltagssituationen zu achten. Empowerment bedeutet ohne Kategorisierung existieren zu können. Empowerment bedeutet ich kann ich sein – egal, was du von mir denkst. Empowerment bedeutet Befreiung.

Natascha Nassir Shahnian

"Race doesn't exist, but it does kill people."
Celine Guillaumin

Der Text ist erstmalig erschienen auf Heimatkunde:
Migrationspolitisches Portal der Heinrich Böll Stiftung
URL: <http://heimatkunde.boell.de/2013/05/01/dekolonisierung-und-empowerment>

Literatur:

Attia, I. (1997): Antirassistisch oder interkulturell? Sozialwissenschaftliche Handlungskonzepte im Kontext von Migration, Kultur und Rassismus. In: Mecheril, P./Teo, T. (Hrsg.): Psychologie und Rassismus. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt, S. 259-285

Dean, J. (2011): People of Colo(u)r. In: Arndt/Ofuataey-Alazard (Hrsg.): Wie Rassismus aus

Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk. Münster: Unrast Verlag, S. 597-607

Fanon, F. (2008): Black Skin, White Masks. London: Pluto Press

Freire, P. (1974): Pädagogik der Unterdrückten. Bildung als Praxis der Freiheit. Reinbeck/Hamburg: Rowohlt



Ha, K. N. (2007): People of Color. Koloniale Ambivalenzen und historische Kämpfe. In: Ha, K. N./Lauré al-Samarai, N./Mysorekar, S. (Hrsg.): *re/visionen. Postkoloniale Perspektiven von People of Color auf Rassismus, Kulturpolitik und Widerstand in Deutschland*. Münster: Unrast Verlag, S. 31-40

Hall, S. (1994): Kulturelle Identität und Diaspora. In: Mehlum, U./Bohle, D./Gutsche, J./Oberg, M./Schrage, D. (Hrsg.), *Stuart Hall: Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2*, Hamburg: Argument Verlag, S. 26-43

Hall, S. (1996): The Afterlife of Frantz Fanon: Why Fanon? Why Now? Why Black Skin, White Masks? In: Read, A. (Hrsg.), *The Fact of Blackness. Frantz Fanon and Visual Representation*, Seattle: Bay Press, 1237.

Hill Collins, Patricia 1991: *Black Feminist Thought: Knowledge, Consciousness, and the Politics of Empowerment*. New York: Routledge.

hooks, b. (1993): *Sisters of the Yam. Black Women and Self-Recovery*. Boston, MA: South End Press.

hooks, b. (1994a): *Black Looks. Popkultur Medien Rassismus*. Berlin: Orlanda Frauenverlag.

hooks, b. (1994): *Teaching to Transgress. Education as the Practice of Freedom*. New York: Routledge.

Kilomba, G. (2008): *Plantation Memories. Episodes of Everyday Racism*. Münster: Unrast Verlag.

Leslie/Strega, Susan (1992) (Eds.), *Research As Resistance: Critical, Indigenous, and AntiOppressive Approaches*, Toronto, Ontario: Canadian Scholars' Press/Women's Press.

Lorde, A. (1984): *Sister Outsider. Essays and Speeches*. New York: The Crossing Press.

Oguntoye, K./Opitz, M. /Schultz, D. 1997: *Farbe bekennen: afrodeutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte*. Berlin: Orlanda Frauenverlag.

Osterkamp, Ute 1997: Institutioneller Rassismus. Problematik und Perspektiven. In: Mecheril, Paul/Teo, Thomas (Eds.), *Psychologie und Rassismus*, Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt, 95110.

Pheterson, Gail 1990: *Alliances Between Women. Overcoming Internalized Oppression and Internalized Domination*. In: Albrecht, Lisa/Brewer, Rose M. (Eds.), *Bridges of Power. Women's Multicultural Alliances*, PhiladelphiaNewSocialPublishers34 48.

Rose M. (Eds.), *Bridges of Power. Women's Multi-*

cultural Alliances, Philadelphia: New Social Publishers, 3448.

Smith, L. T. (2008): *Decolonial Methodologies. Research and Indigenous Peoples*. London: Zed Books

Strega, S. (2005): The View from the Poststructural Margins: Epistemology and Methodology Reconsidered. In: Brown, L./Strega, S. (Hrsg.), *Research As Resistance: Critical, Indigenous, and AntiOppressive Approaches*. Toronto, Ontario: Canadian Scholars' Press/Women's Press, 199-235

Terkessidis, M. (2004): *Die Banalität des Rassismus. Migranten zweiter Generation entwickeln eine neue Perspektive*. Bielefeld: transcript Verlag

Yigit, N./Can, H. (2006): *Die Überwindung der Ohn-Macht. Politische Bildungs- und Empowerment Arbeit gegen Rassismus in People of Color Räumen das Beispiel der Projektinitiative HAKRA*. In: Elverich, G./Kalpaka, A./

Reindlmeier, K. (Hrsg.), *Spurensicherung. Reflexion von Bildungsarbeit in der Einwanderungsgesellschaft*. Frankfurt/Main: IKO Verlag für Interkulturelle Kommunikation, S. 167-193

ZUSAMMENHANG ZWISCHEN KAPITALISMUS UND RASSISMUS



Niemand glaubt an die Hochzeit
des Rassismus-Kapitalismus!
Niemand soll daran glauben!
Niemand darf daran glauben!
Niemand will daran glauben!
Was sind Rassismus und
Kapitalismus?
Nehmen wir „Rassismus“ in
seinem „Prozess des Othering“¹,
der die Konstruktion von
Mitmenschen
als „fremd“ oder „anders“
beschreibt
und damit als abweichend von
einer
(oft willkürlich festgelegten)
Norm.
Unterscheidet man „Norden-
Süd“ oder „West-Ost“,
dann folgen verschiedene
Handlungslogiken- und
Instrumente,
bei der Verfolgung von
Zusammenarbeitszielen.
Eine besondere Handlungslogik
ist der Kapitalismus.
Kapitalismus ist stetig auf der
Suche nach Gütern,

mit allen Instrumenten: Markt,
Waffen etc.
Und was sagt die „Logik der
Waffen“²?
Will z.B. West mit Waffen nach
Lebensmittel in West suchen?,
Dann ist die Rede von
Weltkriegen!
Aber will West mit Waffen nach
Bodenschätzen in Ost suchen,
Dann ist die Rede von „Aufbau
moderner Zivilgesellschaften“³!
Und was wird aus
„Blutsaugern“⁴ im Orient?
„Statt den Aufbau moderner
Zivilgesellschaften zu fördern,
zieht sich der Westen zurück!
Die USA heizen Bürgerkriege an
und verteidigen ihre
strategischen Interessen in der
Region
mit neuen militärischen Mitteln -
mit Drohneneinsätzen,
Kommandoaktionen und
Cyberkrieg“⁵!
Und, liebe Leser_innen,
gegenüber diesen Tatsachen,
glauben Sie an Malcolm X

in der Rede vom 29. Mai 1964,
„keinen Kapitalismus ohne
Rassismus?“
Oder woran glauben Sie?
Woran sollen sie glauben?
Woran dürfen Sie glauben?
Woran wollen Sie glauben?

*Sagbo Rogatien
Akohou Gbacada*

¹ „Rassismus“, „Prozess des Othering“, „fremd“
und „anders“ sind Begriffe zur Bestimmung
des Rassismus. Siehe Plakat der AG-über
Rassismus Klassismus.

² Tilgner, U- (2012), Die Logik der Waffen-
Westliche Politik im Orient, Zürich.

³ Tilgner (2012)

⁴ Siehe Beitrag von: RedAktion: Zum Todestag von
Malcolm X - Teil II; Quelle:
<http://www.kominform.at/article.php/20080221164421841>, Zugriff am
21.02.2008, 16:00

⁵ Tilgner (2012)

SO WAS PASSIERT WOANDERS

Neokoloniale Überheblichkeit in der
öffentlichen Debatte um sexualisierte
Gewalt



Am 16. Dezember 2012 eroberte ein Thema die deutschen Medien und beanspruchte dort so viel Präsenz über einen derart langen Zeitraum wie – abgesehen vielleicht von der Finanzkrise und ihren Folgen – schon lange kein anderes mehr: Die brutale Gruppenvergewaltigung einer Studentin mit Todesfolgen in Dheli, Indien. Über Wochen wurde die grausame Tat ausgeschlachtet, von weiteren Vergewaltigungsfällen in Indien wurde berichtet, immer wieder kam das Land in Zusammenhang mit sexualisierter Gewalt in die Schlagzeilen. Gibt mensch am 5. April 2013 den Begriff „sexuelle Gewalt“ in die Suchmaske größerer Online-Medien ein, erscheinen auf den Webseite des Spiegel 21, auf Bild.de 44, bei der Zeit 24 Artikel zu Indien. letztere startete eine Reihe mit dem Titel „Gibt es einen internationalen Frauenhass?“, mit dem löblichen Ziel, sexuellen

Missbrauch als ein globales Phänomen und den Kampf mutiger Frauen* dagegen sichtbar zu machen. Die Länder, über die berichtet wurde waren Indien, Afghanistan und die Türkei. Danach wurde die Reihe nicht weiter geführt.

Worüber in den großen Tages- und Wochenzeitungen kaum berichtet wird: In Deutschland wurden allein im Jahre 2011 nach Angaben des Bundeskriminalamtes 7534 Frauen* vergewaltigt oder sexuell genötigt. Wenn wir von einer Bevölkerungszahl von 81,9 Millionen ausgehen, entspricht das einer Rate von 9,2 Vergewaltigungen pro 100.000 Einwohner_innen. Oder auch mehr als 20 Vergewaltigungen pro Tag. Bei diesen Zahlen handelt es sich natürlich nur um die Fälle, in denen Anzeige erstattet wurde, die Dunkelziffer dürfte deutlich höher liegen.

In Indien kam es im Zuge der Gruppenvergewaltigung vom 16. Dezember zu massiven Protesten. Eine Woche später wurde das Justice Verma Committee ins Leben gerufen, ein Komitee zur Ausarbeitung von Empfehlungen zur Verbesserung des Strafrechts, Beschleunigung von Gerichtsverfahren und effektiverer Bestrafung in Fällen von sexualisierter Gewalt, welches nach einem Monat seinen Bericht vorlegte.

Von einer ähnlichen Auseinandersetzung mit dem Thema kann in Deutschland kaum die Rede sein. Der #Aufschrei auf Twitter, in Zuge dessen Frauen* im Internet massiv begannen, Sexismus und sexuelle Belästigung anzuprangern, erhielt zwar große mediale Aufmerksamkeit. Bundespräsident Joachim Gauck konnte jedoch „hierzulande“ immer noch keine „besonders gravierende, flächendeckende Fehlhaltung von Männern gegenüber Frauen“ erken-



nen, wie er dem Spiegel in einem Interview Anfang März 2013 sagte.

In Bezug auf Geschlechterverhältnisse wird im deutschen Kontext vor allem über Lohnungleichheit und das Fehlen von Frauen* in Führungspositionen diskutiert. Vergewaltigungen hingegen, so das Bild, das durch die gängige Berichterstattung entsteht, seien vor allem ein Problem anderer Weltregionen. Geht ein hiesiger Fall sexuellen Missbrauchs durch die Medien, so wie der brutale Mord mit anschließender Vergewaltigung in einer Reha-Klinik, dessen Täter Mitte März 2013 vor Gericht kam, titelt keine Zeitung, „Schon wieder Deutschland“, oder „Kann man als Frau* noch nach Deutschland reisen?“, so wie es die Bild über Indien tat. Dabei wäre eine ähnliche Schlagzeile angesichts der jährlichen Vergewaltigungen und massiver sexueller Belästigung auf dem Ok-

toberfest gar nicht mal völlig unangebracht. Als schwerer gesellschaftlicher Missstand wird sexualisierte Gewalt und sexuelle Belästigung nur dargestellt, wenn es um Dheli, Südafrika oder um den Tharir-Platz geht. In Deutschland scheint es sich stets um Einzelfälle zu handeln. 7534 vergewaltigte Frauen* innerhalb eines Jahres finden keinerlei Erwähnung.

Auf einer Podiumsdiskussion der Friedrich-Ebert-Stiftung zur #Aufschrei-Debatte anlässlich des Internationalen Frauentages am 7. März 2013 wurde abermals das rassistische Muster reproduziert, nach dem sexualisierte Gewalt oft auf Länder und Bevölkerungsgruppen außerhalb der weißen deutschen „Mehrheitsgesellschaft“ projiziert wird. Als die Runde für Fragen aus dem Publikum eröffnet wurde, fielen Kommentare wie, man dürfe den Einfluss der Religion nicht außer

Acht lassen, „gerade in Indien“. Ein Besucher echauffierte sich, wie eine Diskussion zum Thema Sexismus und sexuelle Gewalt geführt werden könne, ohne die Rolle des Islam zu erwähnen.

Urvashi Butalia, Schriftstellerin, Verlegerin und Frauenrechtsaktivistin aus Indien, die als Referentin und Podiumsgast zu der Veranstaltung geladen war, schienen diese Ausdrücke westlicher Arroganz nicht neu zu sein. Nachdem sie entsprechend gereizt festgestellt hatte, dass keine Religion der Welt der Geschlechtergleichheit besonders zuträglich sei, erwähnte sie eine Episode, die jüngst die neokoloniale Überheblichkeit im Zusammenhang mit der Vergewaltigung in Indien auf die Spitze getrieben hatte.

Mitte Februar 2013 hatte sich an der Harvard Law School eine „Policy Task Force“ mit dem



Namen „Beyond Gender Equality“ gebildet, die es sich laut eigenen Angaben zum Ziel gesetzt hat, „to offer recommendations to India and other South Asian countries in the wake of the New Delhi gang rape and murder“. Die Verfasser_innen hatten bei ihrem Vorhaben anscheinend zwei Dinge übersehen: Erstens, dass in Indien eine erfahrene Frauenbewegung existiert, die in den Jahrzehnten ihrer Arbeit auch gut ohne Ratschläge aus dem Westen ausgekommen ist. Und zweitens, dass die Energie der sogenannten „Task Force“ vor ihrer eigenen Haustür möglicherweise viel dringender gebraucht wird: Laut UNODC (United Nations Office on Drugs and Crime) lag die Vergewaltigungsrate in den USA 2009 bei 28,6 Fällen pro 100 000 Einwohner_innen. Bei allen Dunkelfeld-Spekulationen übertrifft das die Zahl der Vergewaltigungen in Indien um ein Vielfaches.

Urvashi Butalia, zusammen mit fünf anderen indischen Feministinnen, antworteten mit Sarkasmus in einem offenen Brief: „Your (concern), we see, is to work towards ensuring that steps are put in place that can help the Indian State in it's implementation of the recommendations of the Justice Verma Committee, a responsibility the Indian State must take up. This is clearly something that we, Indian feminists and activists who have been involved in the women's movement here for several decades, are incapable of doing, and it was with a sense of overwhelming relief that we read of your intention to step into this breach.“

In Bezug auf die deutsche Berichterstattung ist auch die britische Feministin, Bloggerin und Autorin von „Fleischmarkt“ Laurie Penny der Ansicht: „Northern Europeans have nothing to

teach India.“ Wer Solidarität mit Frauen* in anderen Teilen der Welt zeigen wolle, so sagte sie der Autorin dieses Artikels in einem Interview, könne via Internet die Frauen* vor Ort direkt fragen, welche Form von Unterstützung sie sich wünschten. Sie betonte allerdings: „there is a responsibility to confront rape culture within our own communities as well (...)“.

Und dabei geht es nicht „nur“ um Vergewaltigungen. Laut einer Umfrage des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend von 2010 sind 58% der befragten Frauen* schon einmal sexuell belästigt worden. Knapp die Hälfte der Betroffenen (27% der Befragten) gaben darüber hinaus an, Situationen von sexueller Belästigung erlebt zu haben, in denen sie sich ernsthaft bedroht fühlten oder Angst um ihre persönliche Sicherheit hatten. Das entwürdi-



gende Gefühl, der Willkür einer anderen Person ausgeliefert zu sein oder die eigenen körperlichen Grenzen missachtet zu wissen, ist wohl kaum nachvollziehbar für jemanden, der oder die sich noch nicht selbst in einer solchen Situation befunden hat. Wenn ein Mann* in Deutschland, so wie Joachim Gauck, keine „flächendeckende Fehlhaltung Männern gegenüber Frauen“ erkennt, liegt das jedoch einzig daran, dass er sich noch nicht die fünf Minuten Zeit genommen hat, um einen Blick in die offiziellen Statistiken zu werfen.

Wenn Laurie Penny von „rape culture“ spricht, meint sie damit allerdings mehr als punktuelle Situationen tatsächlicher stattfindender Belästigung. Der Radius latenter Bedrohung strahlt weit über die erwähnten Zahlen hinaus. Ist mein Ausschnitt zu tief? Mein Rock zu kurz? Nehme ich

nachts die Abkürzung durch den Park oder lieber den längeren Weg über die belebte Straße? Kann ich alleine trampen? Diese Fragen hat sich wohl fast jede Frau* schon einmal gestellt. Sexuelle Belästigung als potentielle Gefahr ist ein allgegenwärtiger Bestandteil unseres Alltags. Wir sind so gewöhnt daran, sie in unseren täglichen Entscheidungen mitzudenken – wie und wo wir uns in der Öffentlichkeit hinsetzen, bücken, bewegen, mit wem wir wie lange Augenkontakt halten usw. – dass wir sie kaum noch als das identifizieren, was sie ist: eine permanente Einschränkung unserer Freiheit.

Damit nicht genug: Viele Frauen* und Männer* sind schnell dabei, sich selbst, bzw. den betroffenen Frauen* die Schuld für Grenzüberschreitungen und dumme Anmachen zu geben. „Kein Wunder, so wie die sich anzieht...“, heißt es dann.

Die unausgewogene Berichterstattung in Bezug auf sexualisierte Gewalt und sexuelle Belästigung hat zwei Gesichter: Sie reproduziert rassistische Stereotype und neokoloniale Überheblichkeit. Und sie lenkt ab von dem, was hier vor Ort, in unserem Alltag, auf unseren Straßen, an unseren Arbeitsplätzen geschieht. Sexuelle Belästigung passiert anderen, anderswo, bekommen wir vermittelt. Die alltäglichen Einschränkungen unserer eigenen Kleidungs- und Bewegungsfreiheit empfinden wir als so normal, dass wir sie oft weder erkennen noch hinterfragen. Dagegen hilft nur: aufmerksam, laut und solidarisch werden. Und nebenbei möglichst Chefredakteurin oder Bundespräsidentin, um der breiten Öffentlichkeit aufzuzeigen: das Problem ist flächendeckend.

KAPITALISMUS UND RASSISMUS



Klassismus bin ich, perfektes
Instrument der Diskriminierung!
Ich unterscheide oder
differenziere Menschen
voneinander,
indem ich mich mit der „Frage
der Klasse“¹ beschäftige!
Dadurch bilde ich verschiedene
Menschenklassen
untereinander!

Dabei trage ich erheblich zur
gesellschaftlichen Ordnung bei!
Und alle, die in der Gesellschaft
nach Ordnung suchen,
sind sehr froh für meine
sinnvolle Beschäftigung,
Jede Klasse hat ihren Platz in
meiner Beschäftigung!

Nun stellt sich mir permanent
u.a. die Frage,
wie bilde ich die Klassen in
dieser Welt oder Natur?
Meinen Kenntnissen nach sind
die Menschen
gleichzeitig „gleich und

ungleich“² in dieser Natur!

Da Menschen gleich und
ungleich sind,
handle ich zum einen vernünftig
oder rational,
und zum anderen willkürlich
oder irrational!
Und mit diesen widersprechenden
Kriterien sind
meine Klassen unterschiedlich
gebildet.

Entscheidend sind rationale
Kriterien,
um „ungleiche“
Menscheigenschaften zu
ordnen,
wie z.B. Arbeiter_innenschichten :
„Bauer, Handwerker,
Händler oder Tagelöhner“³ und
sie danach zu belohnen.

Demnach bin ich der
Auffassung,
und sogar alle Menschen mit mir,
dass jeder oder jede von
seiner/ihrer

gesellschaftlichen Arbeitsleistung
leben muss!

D. h. der Bauer bekommt einen
Bauerlohn,
der Handwerker einen
Handwerkerlohn,
der Händler einen Händlerlohn
und

der Tagelöhner einen Tagelohn.
Und wozu dienen die Löhne, die
den Menschen

jahrhundertlang weltweit
ungleiche Kaufkräfte geben?
Natürlich zur Lebensmittel-Ver-
und Entsorgung.

z. B.: In einer westafrikanischen
Stadt habe ich mit der
Hoffnung,

eine schöne zukünftige
Stadtarmut zu verschärfen,
schreckliche Einkommensstrukturen
geschaffen:

„40,47% der Stadtbevölkerung
haben relativ gute Löhne;
20,52% der Stadtbevölkerung
haben niedrige Löhne
39,52% der Stadtbevölkerung
haben niedrigste Löhne“⁴.



Von diesen Löhnen können
rational fast 60% der
Stadtbevölkerung,
Wegen „social dumping“⁵ sich
nicht gut versorgen,
während andere zu viel Wasser
trinken können.
Nach Lohngerechtigkeit steht
also verschiedenes Wasser
zur Verfügung:
Brunnenwasser, Regenwasser
oder Hahnwasser nach
Sozialschichten.
Und noch schöner dabei ist,
dass Arme das teuerste
Wasser kaufen müssen!
Mit Ungleichheitskriterien habe
ich Ober-, Mittel- und
Unterschichten,
während Gleichheit keine
sinnvolle Bedeutung bei mir
hat, da ich
diskriminieren muss. Und findet
ihr meine Ordnungsregeln
nicht schön, dann stellt sich die
Frage, welcher
Maßstab ist sinnvoll für die
Menschenklassifizierung?

Überlegt bitte, Menschen, weil
eure Mitmenschen
unter meinen
Ungleichheitskriterien leiden!
Warum Arme teuerstes Wasser
kaufen müssen?
Während Reiche billigstes
Wasser kaufen?
Wie lange wollt ihr, Menschen
noch ungleich leben?

*Sagbo Rogatien
Akohou Gbacada*

konzept auseinanderzusetzen. Siehe
Schmidt, J. (2006). Gerechtigkeit. In: O
Becker, M.; Schmidt, J. und Zintl, R. (Hg.).
Politische Philosophie. Paderborn:
Ferdinand Schöningh, S. 165–265.

³ Diese verschiedenen Arbeitsgruppen wurden von
Platon unterschieden angenommen, siehe
Schmidt (2006).

⁴ Direction de la Prospective et du Développement
Municipal (DPDM) (2008). Plan de
développement de la ville de Cotonou
(PDC - Cotonou), Mairie de Cotonou. Coto-
nou.

⁵ Graham, S.; Marvin, S. (1994). Cherry picking
and social dumping: utilities in the 1990s,
utilities policy, 4 (2), 113-119. Social
dumping ist eine wirtschaftliche Unterneh-
menspraktik, die zur Exklusion der
Armen von der Versorgung führen
kann, während Cherry picking Reiche an
zieht.

¹ Der Ausdruck „eine Frage der Klasse“ ist ein
Ausschnitt des Bandes mit Beiträgen von
Hans-Jürgen Arlt und Fabian Arlt, Étienne,
Balibar, Ursula Dallinger, Klaus Dörre,
Wilhelm Heitmeyer, Ulrike Herrmann,
Wolfgang Schroeder, Hilal Sezgin und
Wolfgang Uellenberg-van Dawen (2012).
„Eine Frage der Klasse? Deutschlands
Mitte zwischen Abstiegsangst und dem Tritt
nach unten“. Potsdam: Heinrich-Böll-
Stiftung Brandenburg.

² Gleich und ungleich wurden von Platon
angenommen, um das gerechte Staats-

WER SPRICHT IM 'DIALOG DER KULTUREN'?

Das Humboldt-Forum und Fragen der
Intersektionalität

Ein Museumsbesuch an einem grauen Wintertag. Bunte Leitlinien führen mich eine Treppe hinauf in einen großen langgezogenen weißen Raum. In den Ecken sind verschiedene Ausstellungsmodule angeordnet. Orientierung geben die plakativen Überschriften wie „Tote Objekte oder lebendige Kultur?“ oder „Klang und Bewegung“. Ich drehe und wende mich und meine Blicke bleiben an einer lebensgroßen Figur hängen, in beige-farbenem Herrenmantel, Pullunder und Hemd. Den Blick auf einen Gegenstand geheftet steht er starr vor mir: der weiße, bürgerliche heterosexuelle Mann*. Für einen kurzen Moment halte ich mich an der Illusion fest, er wäre nun wirklich zum Ausstellungsstück geworden. Dann bewegt er sich von der Stelle und mischt sich wieder in die in Grüppchen im Raum verteilten Besucher_innen.

Wir sind in der Humboldt-Box, dem Showroom für das Humboldt-Forum im Berliner Schloss, dem nach Eigenbeschreibung „größten kulturpolitischen Projekt der Bundesrepublik in diesem Jahrzehnt“. In diesen Räumen wird seit 2011 exemplarisch gezeigt, wie das Zusammenspiel von rekonstruierter preußischer Fassade und dem Nutzungskonzept der Innenräume gestaltet wird. Die Humboldt-Box vereint mehrere Elemente: Im ersten Stock stellt der Förderverein Berliner Schloss historische Bilder des Stadtschlusses aus und wirbt mit royal-getragener Musik und 3D-Animation für den Erwerb eines Fassadenstückes, denn die Gesamtkosten von 80 Millionen Euro sind noch nicht gedeckt. Im vierten Stock kann bei einem „Friedrich dem Großen-Eis“ den Berliner Dom vom „Logenplatz“ aus betrachtet werden. Doch das eigentliche Objekt meines Interesses liegt in

der Mitte dieses Kultur-Sandwiches: im zweiten und dritten Stock können sich die Besucher_innen einen Eindruck davon machen, was in den Räumen des Berliner Stadtschlusses stattfinden soll. Denn neben einer Kooperation mit der Humboldt-Universität und der Landesbibliothek Berlin werden überhaupt Kultur- und Kunstgegenstände aus Afrika, aus den Amerikas und Asien das Material sein, mit dem das Schloss 'befüllt' wird. Was hier gezeigt wird, soll einen Eindruck davon geben, in welcher Art das Humboldt-Forum als Mitte Berlins „das Bild des Landes prägen wird“. Hier beginnt also die Reise in die offizielle Vision einer „neuen deutschen Identität“.

Die großen Schlagworte vom „Dialog der Kulturen“ in einem Museum, das „soviel Welt als möglich“ vereinen soll, werden gleich am Anfang aufgenom-



men. Am Beispiel einer rituellen Maske der Kwakiult präsentiert das Museum, wie eine neue internationale Zusammenarbeit für ein zeitgemäßes Museum nötig und möglich geworden ist. Denn erst durch den Besuch eines Native American in den Museen in Dahlem, der diese Maske identifiziert hatte, wurde festgestellt, dass diese Maske bis heute Teil eines lebendigen Brauches ist. In der Folge wurden Kooperationen mit Museen vor Ort initiiert, die Objekte digitalisiert und somit breiter verfügbar gemacht. Angestrebt wird damit „die Sammlung künftig gemeinsam zu bearbeiten.“ Auf Grund der technischen Möglichkeiten wird eine Umgangsform realisiert, die Wissen und Wissenschaft dezentriert, denn, so die Argumentation des Museums, die Deutung dieser Objekte wird wieder an die Personen zurückgegeben, die die eigentlichen Experten in diesem Gebiet sind.

Unweigerlich stellen sich aber Fragen, auf die in der Ausstellung nicht eingegangen wird: Wie kam es zu diesem Zusammentreffen zwischen Maske und Mensch? War es Zufall? Oder war die Person schon lang auf der Such nach der Maske? Die Umstände, wie die Maske wiederentdeckt wurde, bleiben ungeklärt. Über die Frage, ob nicht konsequenterweise eine solche Kooperation auch bezüglich (aller) anderen Objekte notwendig wäre, wird sich ausgeschwiegen. Das Ethnologische Museum „wünscht eine Zusammenarbeit“. Dieser Wunsch sollte jedoch nicht mit der Pflicht verwechselt werden, Menschen aus den Gesellschaften, aus denen die Objekte stammen, aktiv nach Berlin einzuladen. So wird in der offiziellen Publikation zum Humboldt-Forum festgestellt, dass es „ein wachsendes Interesse“ der Communities an ihren Kulturgegenständen gibt. Welche Hindernis-

se diesem Interesse im Weg stehen, angefangen von ökonomischen Ressourcen bis hin zu den Einreisebestimmungen nach Deutschland, scheint nicht Gegenstand dieses „Dialogs“ zu sein.

Ein paar Schritte weiter prangt ein dreidimensionales Bild des Thrones von Nyoja, König der Bamum in Kamerun. Auf Bildschirmen können sich die Besucher_innen unterschiedliche Stellungnahmen zu dieser Objektatmosphäre anhören. Die meisten Stimmen kommentieren die historische Figur Njoya, die sich zwischen Kollaboration mit der deutschen Kolonialmacht und widerständigem Handeln bewegte: Er führte eine eigene Schriftsprache ein, verrät aber Rudolf Manga Bell, den König der Douala, an die Deutschen. Mark Kwami, ein Afrodeutscher Designer spricht über die Bedeutung dieses Thrones für seine Ent-



wicklung einer eigenständigen nicht-europäischen Ästhetik. Wo Multiperspektivität das Leitmotiv ist, drängt sich allerdings der Eindruck von paralleler Existenz auf. Denn die Stimmen fügen stehen als Perspektiven mit einem speziellen Gegenstand nebeneinander, sie reagieren nicht aufeinander oder kreuzen sich im kontroversen Widerspruch; es entsteht kein Dialog.

Erst der Blick auf eine Tafel an der Hinterwand lässt den Rahmen des medialen Dialoges erscheinen: Der Königs schenkte seinen Thron und damit die Insignien seiner Macht an Wilhelm II. Dies wirft Fragen auf: „Was bewog den afrikanischen Herrscher zu diesem ungewöhnlichen Schritt? War es der Druck der deutschen Kolonialmacht? Oder verfolgte der König mit dem Geschenk eigene politische Strategien im Umgang mit dem Fremden?“ Gerade diese Art der

Rahmensetzung funktioniert als Verhinderungsstrategie: Das Gegenüber, die deutsche Kolonialmacht, die Teil dieser Geschichte ist, wird als Akteur verharmlost. Dass und wie sie machtvoll die Bedingungen setzte unter denen Njoya widersprüchlich handelte, wird (auch) in dieser Ausstellung nicht benannt. Sie bekommt kein Gesicht, keine Geschichte und in Folge auch keine Verantwortlichkeit. Die weißen deutschen Besucher_innen, die vor diesen Bildschirmen stehen, können ungestört die „Vielfalt der Perspektiven“ betrachten, die Reflexion des eigenen Blickwinkels, die Wahrnehmung der eigenen Position, dazu wird hier keine_r gedrängt.

Welch absurden Folgen sich daraus ergeben, wird nur einige Meter entfernt deutlich. Unter dem Titel „Arbeit global Denken“ soll eine über den eigenen Nationalstaat hinausgehende Per-

spektive auf soziale Problematiken der heutigen Weltgesellschaft geworfen werden. Nebeneinandergestellt werden hier die Alterspyramide in Deutschland und Mali. In diesen Pyramiden sind kleine Schubladen versteckt, die über Geschlechtergerechtigkeit und Arbeit („Hausarbeit“) oder auch unfreie Arbeit informieren. Wahrlich kann hier nicht der Vorwurf gemacht werden, dass soziale Ungleichheit nicht thematisiert wird. Doch die Bevölkerungspyramiden stehen im leeren Raum unverbunden nebeneinander. Denn welche Relationen zwischen dem Reichtum des Nordens und der Ausbeutung des Globalen Südens bestand und besteht, bleibt im Dunkeln. Der Impetus auf ein „Globales Denken“ verläuft sich in einen absurden Relativismus, der am Ende konstatiert, „wie vielfältig industrielle und nicht-industrielle kapitalistische und vorkapitalistische Realitäten wa-



ren und sind.“ Einzig der Hinweis darauf, dass die Bevölkerung im Wilhelminischen Kaiserreich eine ähnliche Zusammensetzung hatte, wie die Bevölkerung in Mali heute dient als Vergleichspunkt. Dieser Vergleich bleibt bestenfalls sinnentleert, schlimmstenfalls suggeriert er historische Rückständigkeit. Und so drängt sich schlussendlich ein Bild einzelner souveräner in sich geschlossener Nationalstaaten auf, die wie Perlen auf der globalen Schnur aufgereiht sind und eine schillernde schmückende Kette in der Mitte Berlins ergeben.

In dieser Art Werkschau sind zwar alle Stilmittel eines globalen Denkens in Netzwerken, in multiplen Perspektiven oder auch die Überwindung eines methodischen Nationalismus angelegt. Doch so lange diese Methoden nur auf ein Außen angewendet werden, und die eigene Geschichte und Position nicht mit-

einbezogen wird, bleiben diese Stilmittel politisch leere Hüllen. Dabei sind alternative selbstkritische Ausstellungen vorstellbar: So könnte zum Beispiel nur mit dem Verweis darauf, dass die „Emanzipation“ weißer Frauen in den Kolonien der Unterwerfung der kolonisierten Bevölkerung geschuldet war, die Komplexität globaler Machtbeziehungen beleuchtet werden. Eine Komplexität, in der Menschen miteinander verbunden sind, und gleichzeitig deutlich wird, dass wir unterschiedliche Positionen einnehmen und jeweils über einen unterschiedlichen Handlungsrahmen verfügen. Ein „gleichberechtigter Dialog“, der diese Realitäten missachtet, kann sicher keine Vision von Gleichberechtigung anstreben. Und so bleibt mir am Ende das Festhalten an einer anderen Illusion: Der Möglichkeit, dass der weiße heterosexuelle bürgerliche Mann* doch noch zum Ausstellungsstück wird, und da-

mit sichtbar und angreifbar wird in einem Dialog, dem er bis jetzt nur interessiert lauscht.

Mareike Heller

ICH DENKE, ALSO BIN ICH – ICH SPRECHE, ALSO DENKE ICH

Wie Sprache Denken und Handeln
beeinflussen kann



Ich war in der Universitätsstraße 10 in der Buchhandlung und habe mir den Roman 'Onkel Toms Hütte' von Harriet Beecher Stowe gekauft.“ Diesen Satz könnte ich theoretisch(!) in 6000 verschiedene Sprachen übersetzen, denn so viele Sprachen gibt es heute schätzungsweise auf der Welt. Und doch würde ich in jeder dieser Sprachen eine etwas andere Information weitergeben.

Auf Mian beispielsweise, einer Sprache aus Papua-Neuguinea, würde das Verb ausdrücken, ob ich gestern, heute oder vor langer Zeit einkaufen war. Im Indonesischen dagegen würde ich noch nicht einmal preisgeben, ob ich schon einkaufen war oder ob ich erst einkaufen gehen werde. Auf Russisch müsste ich mein Geschlecht verraten. Wenn ich Mandarin (wird in China gesprochen) verwenden würde, müsste ich wissen, ob Onkel

Tom der Bruder der Mutter oder des Vaters ist, ob er blutsverwandt ist oder angeheiratet. Auf Pirahã, einer Sprache aus Amazonien, könnte ich die Adresse der Buchhandlung nicht weitergeben, denn in dieser Sprache gibt es keine Zahlwörter, nur Ausdrücke für „wenige“ und „viele“ (Boroditsky 2012). Auf Japanisch müsste ich mir Gedanken über meinen Status und den Status meiner Zuhörer_innenschaft machen, um mich für die korrekte Höflichkeitsform des Verbs entscheiden zu können.

Die verschiedenen Sprachen stellen also ganz unterschiedliche Anforderungen an ihre Sprecher_innen. Damit wiederum sind unterschiedliche Weltbilder verknüpft. Für manche Menschen spielen Familienbeziehungen eine große Rolle, für andere Menschen Höflichkeit und soziale Hierarchien, denn ihre Sprache zwingt sie, ständig

darüber nachzudenken. Damit liegt die Vermutung nahe, Sprache könne das Denken beeinflussen.

Die wohl berühmteste Theorie zu Sprache und Denken innerhalb der Linguistik (also der allgemeinen Sprachwissenschaft) formulierten die US-amerikanischen Linguisten Edward Sapir und Benjamin Lee Whorf 1963 in ihrem „Linguistischen Relativitätsprinzip“ (auch: „Die Sapir-Whorf-Hypothese“). Sie stellten das Prinzip der sprachlichen Relativität auf. Dieses besagt, dass Bedeutungsfelder bzw. Konzepte (also die verschiedenen Ausdrücke bzw. Wörter einer Sprache) von den verschiedenen Sprachen willkürlich über die Realität gestülpt würden. Somit strukturiere Sprache die Welt. Daraus folgt nach Sapir und Whorf die Abhängigkeit des Denkens von der Begriffsbildung. Sprache limitiere also das



Verstehen. Daraus schlussfolgern die beiden Wissenschaftler wiederum, dass wir nicht neutral, objektiv oder logisch denken können, da unsere Sprache uns eingrenzt:

„[Die Grammatik jeder Sprache ist] nicht nur ein reproduktives Instrument zum Ausdruck von Gedanken [...], sondern [sie formt] vielmehr selbst die Gedanken, [ist] Schema und Anleitung für die geistige Aktivität des Individuums [...], für die Analyse seiner Eindrücke und für die Synthese dessen, was ihm an Vorstellungen zur Verfügung steht. [...] Wir gliedern die Natur an Linien auf, die uns durch unsere Muttersprachen vorgegeben sind.“ (Whorf 1963: 12)

Die Sapir-Whorf-Hypothese ist in ihrer Radikalität heutzutage umstritten. Dennoch lässt sich ein gewisser Einfluss der Sprache auf das Denken, und somit auch

auf das Handeln, nicht leugnen.

Ein anschauliches Beispiel ist das Koordinatensystem in verschiedenen Sprachen. Als Muttersprachlerin des Deutschen verwende ich ein sogenanntes egozentrisches Koordinatensystem. Das heißt, ich gehe von meinem Körper als Zentrum aus und beschreibe alle Richtungen in Abhängigkeit von diesem. Beispielsweise sage ich „links neben Deinem Fuß“ oder „rechts neben dem Baum“ - immer in Abhängigkeit davon, wie und wo ich mich befinde. Ich kann lediglich durch den Zusatz „von Dir/Ihnen aus gesehen...“ variieren, doch das System bleibt: Im Deutschen ist immer ein Körper der Ausgangspunkt für Richtungsangaben.

Andere Sprachen haben jedoch ganz andere Möglichkeiten, Richtungen anzugeben. Beispielsweise das Guugu Yimithirr, welches von einer Gruppe der Aborigines gesprochen

wird. Das Guugu Yimithirr hat ein geographisches Koordinatensystem, gibt also alle Richtungen in Himmelsrichtungen an. Also heißt es in dieser Sprache „nördlich Deines Fußes“ oder „westlich des Baumes“. Dies bedeutet, dass Sprecher_innen des Guugu Yimithirr, um Richtungen angeben zu können, stets die Himmelsrichtungen parat haben müssen. Auch im Ausland, sogar in Übersee und in völlig dunklen Räumen können Muttersprachler_innen die korrekten Himmelsrichtungen angeben (Deutscher 2012: 198). Die Sprache zwingt die Sprecher_innen des Guugu Yimithirr also dazu, sich anhand der Himmelsrichtungen zu orientieren. Damit wird die Orientierung anders geschult als bei Sprecher_innen anderer Sprachen, wie z. B. des Deutschen, die (ohne Messgeräte) nicht zu jedem Zeitpunkt ihres Lebens die exakte Himmelsrich-



tung bestimmen könnten.

Ein für Mitteleuropäer_innen etwas vertrauter, aber genauso einflussreicher Aspekt der Sprache ist der grammatische Genus. Im Deutschen werden alle Nomen in weiblich, männlich und sächlich unterteilt. Diese Unterteilung des grammatischen Genus orientiert sich dabei am biologischen Geschlecht, was durchaus nicht in allen Sprachen mit Genussystem der Fall ist: In einigen Sprachen unterscheidet der Genus zwischen belebt und unbelebt. In anderen sortiert er Nomen in Kategorien wie hundeartig, Wasser, Feuer/gefährlich oder Gemüse ein. Das Wort Genus selbst ist also irreführend, weshalb ich es auch in der lateinischen Variante verwende und nicht als Geschlecht übersetze. Zwischen grammatischem Genus und biologischem Geschlecht sollte strikt getrennt werden.

Dass eine solche Trennung nicht immer ganz einfach ist, zeigt sich am Deutschen, denn hier werden selbst unbelebte Dinge nach „weiblich“, „männlich“ und „sächlich“ unterteilt. Dass diese Unterteilung nach vermeintlichen Geschlechtern einen Einfluss auf unser Denken hat, zeigen zahlreiche Studien, die zum Genussystem durchgeführt wurden. So sollten Versuchspersonen in einigen Studien (z. B. Konishi 1993, Sera et al. 2002) verschiedenen Gegenständen Stimmen oder Eigenschaften zuordnen. Die zuzuordnenden Eigenschaften werden in der deutschen Sprache im Allgemeinen als etwas typisch Männliches/Weibliches verstanden. Sowohl die Eigenschaften als auch die Stimmen, die die Versuchspersonen den jeweiligen Gegenständen zuordneten, stimmten in den meisten Fällen mit dem grammatischen Genus des Gegenstandes überein. Andere

Studien untersuchten, wie gut sich ihre Versuchspersonen die Verknüpfungen von Namen und Gegenständen merken konnten (z. B. Boroditsky/Schmidt/Phillips 2003). Die Versuchspersonen konnten sich Begriffspaare besser merken, bei denen das Geschlecht des Namens mit dem grammatischen Genus des jeweiligen Gegenstandes übereinstimmte. (Deutscher 2012: 238ff.)

Für Muttersprachler_innen des Deutschen wäre zum Beispiel eine Gabel eher eine Tina als ein Erhard, sie würden ihr Eigenschaften wie „sanft“ zuordnen und ihr eine weibliche Stimme geben. Ein Löffel wäre eher ein Erhard, er wäre „stark“ und erhielte eine eher männliche Stimme.

Bei Besteck mag der Einfluss der Sprache auf das Denken marginal erscheinen. Übertragen wir diesen Einfluss jedoch 47



auf belebte Wesen und sogar Menschen, wird die Tragweite dieses Einflusses sichtbar. Wie benennen wir Angehörige von Minderheiten? Wie sprechen wir mit einer Person, der wir uns sozial überlegen fühlen und wie mit einer Person, die in der Hierarchie weiter oben steht? Welchen grammatischen Genus benutzen wir für verschiedene Berufsgruppen? Welche Weltbilder werden so mit der Sprache transportiert und beim Sprechen immer wieder reproduziert? Und: Welche Mittel stellt uns unsere Muttersprache zur Verfügung, um Denkweisen, die uns nicht gefallen, zu verändern?

Lydia Riedel

Boroditsky, L. (2012): Wie die Sprache das Denken formt. URL:
<http://www.spektrum.de/alias/linguistik/wiediesprachedasdenkenformt/1145804> (10.10.2013)

Boroditsky, L./ Schmidt, L. A./Philipp, W. (2003): Sex, syntax and semantics. In: Gentner, D./ Goldin-Meadow, S. (Hrsg.): Language in mind: Advances in the study of language and thought. London: MIT Press, S. 61-78

Deutscher, G. (2011 [2010]): Im Spiegel der Sprache. Warum die Welt in anderen Sprachen anders aussieht. München: Verlag C.H. Beck oHG

Konishi, T. (1993): The semantics of grammatical gender. A crosscultural study. In: Journal of Psycholinguistic Research 22, S. 519-534

Sera, M. D. et al. (2002): When language affects cognition and when it does not. An analysis of grammatical gender and classification. In: Journal of Experimental Psychology: General 131, S. 377-397

Whorf, B. L. (1963 [1956]): Sprache, Denken, Wirklichkeit. Beiträge zur Metalinguistik und Sprachphilosophie, Reinbek: Rowolt

„DIE BEDINGUNGEN SIND EBEN NICHT FÜR ALLE DIESELBEN“

Ein Interview mit Katja Urbatsch



In keinem anderen OECD-Staat hängt der Bildungsweg noch so stark von der sozialen Herkunft ab wie in Deutschland. In ihrem Buch „Ausgebremst. Warum das Recht auf Bildung nicht für alle gilt“ thematisiert Katja Urbatsch diese Ungleichheit. Mit beeindruckenden Biographien von jungen Menschen aus Nicht-Akademiker-Familien veranschaulicht sie, wie entscheidend der familiäre Hintergrund für den Werdegang sein kann. Auch sie selbst hat als Erste in ihrer Familie studiert und promoviert nun am Graduate Center for the Study of Culture in Gießen. 2008 hat sie die Initiative Arbeiterkind.de gegründet, die Kinder aus nicht-akademischem Umfeld zum Studium ermutigt und sie auf ihrem Weg begleitet. Im Interview erzählt sie, wo die Schwächen und Diskriminierungsmechanismen im deutschen Bildungssystem liegen und warum wir jungen Menschen mehr zutrauen sollten.

Miriam Gutekunst:

Frau Urbatsch, die Bedingungen für junge Menschen, die eigenen Träume zu leben, scheinen in Deutschland perfekt zu sein: Die Arbeitslosigkeit liegt bei Personen zwischen 15 und 25 Jahren gerade mal bei 6 Prozent, was sehr wenig ist im europäischen Vergleich. Die Zahl der Studierenden und Hochschulabsolvent_innen steigt und auch Ausbildungsplätze gibt es mehr als genug, heißt es immer wieder. Trotz Euro-Krise und der prekären Situation, gerade für Jugendliche, in vielen anderen Staaten der Europäischen Union scheint hier alles möglich zu sein. Stimmen Sie dem zu?

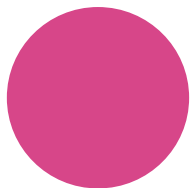
Katja Urbatsch:

Ja, also das stimmt. Aber es gibt auch Studien, die zeigen, dass es in Deutschland, wie in kaum einem anderen Land, sehr von der sozialen Herkunft abhängt, ob man auf dem Bil-

dungsweg auch erfolgreich sein wird. Und da stehen wir in Deutschland immer noch sehr schlecht da. Da merkt man, dass es darauf ankommt, ob man aus einem akademischen oder nicht-akademischen Hintergrund kommt. Das Bildungssystem in Deutschland ist so ausgelegt, dass eine große Verantwortung sowohl finanziell als auch ideell bei den Eltern liegt. Das heißt es hängt sehr viel von der Situation der Eltern ab und wie viel sie fördern können, ob man erfolgreich ist. Deswegen gibt es da noch viel zu tun. Und die Bedingungen sind eben nicht für alle dieselben.

Was sind entscheidende Punkte im Leben oder Hürden für Kinder aus Familien, in denen die Eltern nicht studiert haben?

Es ist immer ein schwieriger Punkt bei den Übergängen. Von der Grundschule zum Beispiel



auf die weiterführenden Schulen; dann nach der zehnten Klasse: Immer wenn es darum geht, wie es weitergeht. Wenn man Glück hat gibt es hier und da Hilfestellungen. Der Lehrer sagt vielleicht mal was. Aber im Endeffekt ist man dann wieder auf die Familie angewiesen und trifft alleine die Entscheidung, wie es weitergeht. Und die ist dann doch sehr sozial geprägt.

Was fehlt Kindern aus Nicht-Akademiker-Familien, was Kinder aus Akademiker-Familien mitbringen?

Überhaupt zu wissen, welche Möglichkeiten es gibt. Und sie stellen sich auch häufig die Frage, ob sie das schaffen können. Gerade Nicht-Akademiker-Kinder sind sehr unsicher, was ihre Leistungsfähigkeit angeht. Sie können das schlecht einschätzen, wie weit sie mit ihren Talenten kommen im System. Es

zeigt ihnen einfach keiner die Perspektive auf: Also was sie alles machen können und wo man damit hinkommt. Wenn man selber aus einer akademischen Familie kommt, dann kennt man schon viele Möglichkeiten. Man tendiert immer dazu, das zu machen, was die Eltern machen. Und wenn man aus einer nicht-akademischen Familie kommt, dann sieht man die akademischen Werdegänge gar nicht, weil man die nicht in der Familie hat.

Sie selbst gehören ja auch zur sogenannten „First Generation“, der ersten Generation in einer Familie, die studiert. Was hat Sie besonders gestärkt und ermutigt in ihrer Laufbahn? Und was können Sie anderen aus ihrer Erfahrung mit auf den Weg geben?

Was mich am meisten gestärkt hat, sind Menschen, die mir gesagt haben: Du kannst

was! Ich traue dir das zu! Die mich ermutigt haben und mir auch gezeigt haben, dass ich was kann. Und das hat mich dann ermutigt immer weiter zu machen. Außerdem Vorbilder: also Menschen, die selber die Ersten waren in ihrer Familie, die studiert haben und auch darüber gesprochen haben und mir dann auch damit wieder Mut gemacht haben, was alles möglich ist. Und das ist, glaube ich, ganz wichtig: Menschen, die einem Mut machen! Und nicht Menschen, die einem sagen, was man nicht kann und wo man seine Defizite hat. Das ist mit die wichtigste Hilfestellung erst mal. Und ich würde auch sagen, dass mich das die letzten fünf Jahre mit Arbeiterkind geprägt hat. Das war ja auch ein großer Überraschungserfolg und da gab es auch viele, die mir gesagt haben: Sie sind ne junge Frau, sie sind 29, sie haben noch gar keine Arbeitserfah-



rung! Das können sie doch alles gar nicht! Und dann gab es aber andere, die haben gesagt: Doch, das können Sie! Machen Sie das doch einfach! Die mir dann auch geholfen haben und Tipps gegeben haben. Oder die gesagt haben, das machen sie alles schon ganz wunderbar. Und ich finde dieses Positive, das fehlt. Wir sind immer gut im Kritisieren und Aufzeigen, was Kinder oder Jugendliche nicht können. Aber wir müssen ihnen sagen, was sie können. Dann entwickeln sie auch den Ehrgeiz vielleicht die Defizite, die sie haben, noch ein bisschen auszubügeln. Aber das wiegt dann nicht mehr so schwer.

Und was bieten sie jetzt in diesem Kontext mit ihrer Initiative Arbeiterkind.de?

Informationen! Es fehlt einfach an Informationen. Man wird ja ganz häufig einfach auf die ei-

gene Familie zurückgeworfen, auf seinen eigenen Umkreis. Und wenn da niemand ist, der studiert hat, kann man nicht mal eben so informell fragen. Sondern man muss dann schon ganz offiziell zu irgendwelchen Beratungsstellen gehen. Und was wir versuchen ist dann mit unseren Ehrenamtlichen eben Ansprechpartner zu sein. Die kommen aus einer ähnlichen Situation und die kann man einfach mal locker fragen, ohne große Hemmschwelle. Die dann einfach mal von ihren Erfahrungen berichten, wie das eigentlich genau läuft mit BAföG und mit Stipendien oder generell mit der Studienfinanzierung oder wie man sich ein Studium vorzustellen hat.

Und wie erreichen Sie konkret Kinder aus Nicht-Akademiker-Familien?

Wir haben 70 lokale Gruppen in ganz Deutschland mit Ehrenamtlichen und die gehen

vor Ort überhaupt in die Schulen. Und das ist auch das, was ich mir gewünscht hätte, dass mal jemand zu mir in die Schule gekommen wäre und mir erzählt hätte, wie das eigentlich so ist mit dem Studium. Und das machen die und erzählen, warum studieren, was kann man studieren, wie kann man das finanzieren und berichten von ihren eigenen Erfahrungen. Wir sind auch auf Bildungsmessen. Wir versuchen zu schauen, wo unsere Zielgruppe ist. Wir gehen auch in Jugendzentren. Und da sind die lokalen Gruppen sehr unabhängig und auch kreativ. Das heißt, die überlegen sich dann auch, wo sie hingehen können. Es gibt auch die ein oder andere Gruppe, die sich schon mal ins Einkaufszentrum gestellt hat. Also herauszufinden, wo wir unsere Zielgruppe erreichen, ist ganz wichtig. Und dass wir auf die Zielgruppe zugehen und dort treffen, wo sie selber



sind. Und nicht darauf warten, dass sie kommen, denn von selber kommen die oft nicht auf die Idee oder wissen nicht, wie sie uns finden können.

In unserem Magazin geht es ja um das Thema Intersektionalität, also um das Zusammendenken unterschiedlicher Diskriminierungsformen. Mehrfachdiskriminierung spielt auch im Zusammenhang mit Bildung eine große Rolle: Nicht nur die soziale Herkunft hat Einfluss auf den Bildungsweg, sondern auch der sogenannte „Migrationshintergrund“, Behinderung, sexuelle Identität und Geschlecht. Inwiefern denkt Arbeiterkind als eine Organisation, die sich um Chancengleichheit bemüht, auch diese Kategorien mit?

Das haben wir auch gemerkt, dass es so viele Querschnittsthemen gibt. Also Nicht-Akademiker-Kind ist ein Faktor und natürlich gibt es dann auch

nochmal Frauen oder Menschen mit Handicap zum Beispiel. Da haben wir viele Überschneidungen. Wir hatten neulich erst eine Studentin, die blind war und die sich an uns gewendet hat, weil sie nicht wusste, an wen sie sich wenden soll. Die war dann blind und nicht-akademisch sozusagen. Und oft wenden sich Menschen an uns, weil wir zentral zu erreichen sind. Wir haben ein Infotelefon und die wissen einfach nicht, an wen sie sich wenden sollen. Wir wollen natürlich, dass es einen Zugang zur Hochschule für sämtlichen Gruppen gibt. Schwerpunkt: Nicht-Akademiker-Kinder. Aber diese anderen Faktoren versuchen wir auch zu berücksichtigen und haben das auch immer mehr im Blick. Und wir haben viele Mitarbeiter, die sich mit diesen Themen beschäftigen und diese teilweise auch studiert haben. Wir haben jetzt zum Beispiel eine neue Mitarbeiterin, die sich

speziell mit Behinderten und chronisch Kranken und mit dem Thema einfache Sprache beschäftigt hat. Also das versuchen wir mit einzubinden.

Welche Stärken bringen Kinder aus Nicht-Akademiker-Familien mit, die vielleicht bisher nicht anerkannt werden und damit ungenutzt bleiben?

Da gibt es eine ganze Menge. Also ich glaube, dass Nicht-Akademiker-Kinder auf ihrem Bildungsweg schon eine große Frustrationstoleranz und Durchsetzungsstärke bewiesen haben und sich gegen Widerstände durchsetzen mussten. Sie wissen, wie man mit Hürden und Niederlagen umgeht. Dass sie eine große Bodenständigkeit mitbringen und einen Praxisbezug haben. Und auch einen großen Ehrgeiz: Die wollen was erreichen, die wollen arbeiten und die wollen Leistung bringen.



Im Zusammenhang mit dem Schulsystem, was wäre da die Empfehlung aus ihrer Erfahrung?

Da geht es vor allem darum, die Übergänge besser zu gestalten. Da sind auch schon viele tätig, die sehen, dass diejenigen, die zu Hause keine Beratung finden, diese Beratung woanders bekommen müssen. Wir tendieren manchmal dazu, den Leuten lieber zu raten auf Nummer Sicher zu gehen anstatt mal was zu wagen und sich vielleicht auch mal auf eine höhere Schulform zu trauen. Und da müssen wir den jungen Menschen mehr zutrauen, auch wenn sie aus nicht-akademischen Familien kommen.

Das Interview führte
Miriam Gutekunst.

Zum Weiterlesen:

Urbatsch, K.: „Ausgebremst. Warum das Recht auf Bildung nicht für alle gilt.“ Heyne Verlag, 2011.

Homepage des Vereins Arbeiterkind
www.arbeiterkind.de

„very established order tends to produce the naturalization of its own arbitrariness.“
Pierre Bourdieu

"ES WURDE IMMER EHER TIEFGESTAPELT"

Interview mit Bernd, Promovent
in Chemie



Als Bernd nach der vierten Klasse auf die Realschule anstatt auf das Gymnasium geschickt wurde, hätte er nicht gedacht, dass er heute mit 27 Jahren an der ETH Zürich im Fach Chemie promovieren würde. Er ist in einem bayerischen Dorf aufgewachsen. Seine Eltern sind beide Landwirte und führen einen eigenen Hof. Nach einigen Stationen – von der Realschule auf die Fachoberschule (FOS), danach zum Studium auf die Fachhochschule (FH) und schließlich nach drei Semestern noch zur Universität – hat er mittlerweile sein Diplom in der Tasche und strebt einen Dokortitel an. Eine erfolgreiche Biographie eines Nicht-Akademiker- Kindes mit einigen Umwegen. Wir haben mit ihm über seinen Bildungsweg und sein Engagement als Mentor bei Arbeiterkind.de gesprochen.

Natasha Bing:

Bernd, du hast ja eher einen ungewöhnlichen Lebenslauf mit

vielen Stationen. War für dich schon immer klar, dass du mal im Fach Chemie promovieren wirst?

Bernd:

Was heißt schon immer? Also eigentlich erst seit ich an der Uni bin. Als ich auf die FOS bin, war mir noch nicht mal klar, ob ich studieren will. Ich bin eher auf die FOS, weil es mir auf der Schule einfach gefallen hat. Ich wollte jetzt noch nicht unbedingt arbeiten. Aber ich habe es nie ausgeschlossen vielleicht eine Ausbildung zu machen. Hätte mir jetzt was total getaugt und ich hätte gewusst, dass ich das für immer machen will, dann hätte ich wahrscheinlich eine Lehre gemacht. Aber meine Schnupperpraktika haben mich nicht umgehauen. Und Freunde von mir sind auch auf die FOS gegangen.

Wie kamst du dann auf die Idee, zu studieren?

Auf der FOS wurde einem ständig erzählt, dass sie uns aufs Studium vorbereiten würden. Und dann habe ich mir gedacht: Dann studiere ich halt. Ich habe nicht groß nachgedacht. Und ich bin auch ein bisschen so, dass ich mich nicht mit etwas zufrieden geben kann, wenn es auch noch die Möglichkeit gäbe, mehr rauszuholen. Dass ich nicht sage, ich mache jetzt eine Lehre, obwohl ich doch eigentlich auch studieren könnte. Dann würde ich mich ja immer fragen, vielleicht wäre das der andere Weg doch besser gewesen. Und zurück kann man ja immer noch.

An welchen Punkten im Leben wurde dir bewusst, dass du Nicht-Akademiker-Kind bist?

In dem Moment, vor allem in der Grundschule, fällt einem das ja nicht auf. Aber im Nachhinein, wenn man so darüber nachdenkt und auch mit anderen redet, de-



nen ähnliche Sachen passiert sind, wird einem schon manches bewusst. Es gab so ein paar Leute, die bei uns nach der vierten Klasse auf das Gymnasium gegangen sind. Als es darum ging, wer ein Übergangszeugnis will, da habe ich mich auch gemeldet. Und dann hat der Lehrer meine Eltern in die Schule geholt und hat gesagt: Er glaubt nicht, dass das etwas für mich ist. Ich sei noch zu unselbstständig. Und meine Mutter sagt bis heute, dass er Recht gehabt hätte. Es war ihnen aber auch nicht so wichtig. Und sie meinten, sie könnten mir dann eh nicht mehr helfen. Da haben sie quasi nachgegeben. Aber ich denke, wenn sie selber auf dem Gymnasium gewesen wären und sie gewusst hätten, was mich da erwartet, dann hätten sie mich da vielleicht mehr gepusht.

Und gab es noch andere Hürden als Nicht-Akademiker-Kind?

Zum Beispiel Bücher zu lesen war bei uns zu Hause nie ein großes Ding. Es ist auch nie über Politik gesprochen worden. Ich denke in manchen Schulfächern wie zum Beispiel Geschichte hilft es einem schon, wenn man von zu Hause schon mehr mitkriegt und dadurch mehr Backgroundwissen hat. Und es hat, glaube ich, auch etwas mit Selbstsicherheit zu tun. Ich weiß nicht, wie es bei anderen ist, aber meine Mutter hat immer gesagt: Wenn du nicht so gut bist, ist das nicht schlimm. Man müsse nicht immer der Gescheiteste sein. Es wurde also immer eher tiefgestapelt. Und dann fehlt es einem dann wieder bei Auswahl- und Bewerbungsgesprächen an Selbstbewusstsein. Da gibt es so Leute, die stellen sich hin und vermitteln: Ich bin hier der King. Und das kann ich nicht. Aber genau solche werden dann meistens genommen. Ich verkaufe mich einfach nicht so

gut. Ich weiß es natürlich nicht, aber da denke ich schon manchmal daran, vielleicht wäre das anders, wenn meine Eltern Akademiker wären.

Deine Eltern haben dir aber nie Steine in den Weg gelegt, oder?

Nein, gar nicht. Also sie haben mich selbst unterstützt, als ich dann von der FH noch auf die Uni bin, was ja quasi für sie bedeutet hat, mich noch drei Jahre länger durchzufüttern. Und das ist schon eine Freiheit, die viele nicht haben. Ich hatte schon auch Vorteile. Meine Eltern arbeiten viel. Und was ich von zu Hause mitbekommen habe, war, dass man einfach fleißig sein muss, wenn man etwas schaffen will. Und gleichzeitig gilt aber, dass das, was man mit seinen Händen schafft, etwas ist, das man vorzeigen kann. Und es zählt nicht, dass man sich mit großen Worten präsentieren kann, 55



sondern eher Sachen, die man tatsächlich gemacht hat. Sie sind auf jeden Fall stolz auf das, was ich erreicht habe. Sie können eben nur nicht so viel damit anfangen. Und dann muss man sich manchmal blöde Sprüche anhören. Als wir das Haus gebaut haben, haben wir Steine getragen und dann kam so ein Spruch: Is a bißle schwerer als a Bleistift, gell?

Was hat dich bewegt dich bei Arbeiterkind zu engagieren und was hat die Tätigkeit als Mentor für dich bedeutet?

Vor allem, weil ich so ziemlich jede Schulart mitgenommen habe, die es bei uns gibt. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass bei den Übergängen zum Beispiel von der FOS auf die FH dir immer alle Leute sagen: Da geht es aber anders zu! Reiß dich da zusammen, sonst schaffst du es nicht! Aber im Endeffekt ist

es wirklich nur halb so wild. Man wächst ja mit seinen Aufgaben. Das war so das Wichtigste, was ich auch anderen sagen wollte, dass sie sich auf keinen Fall gegen einen Weg entscheiden sollen, weil sie Angst haben, sie würden es nicht schaffen. Das kann man vorher einfach überhaupt nicht sagen.

*Dieses Interview führte
Miriam Gutekunst*

*"Man wird nicht als Frau geboren,
sondern zur Frau gemacht."
Simone de Beauvoir*

„ICH FINDE FEMINISMUS IST ZIEMLICH SEXY“

Ein Interview mit Laurie Penny



Die britische Bloggerin, Journalistin und Autorin des Buches *"Meat Market – Female Flesh under Capitalism"* sprach mit Nel Herzog und Lou Zucker über wütende Frauen*, westliche Vergewaltigungskultur, und darüber warum Feminist_innen besseren Sex haben.

Es ist der 07. März 2013, die Podiumsdiskussion über die „Aufschrei-Debatte“ hat gerade ihr Ende gefunden. Eine Frau* aus dem Publikum möchte eine Frage stellen. Während das Mikrofon an sie weitergereicht wird, springt plötzlich ein junger Mann* auf. Trotz vieler protestierender Stimmen um ihn herum, ergreift er das Wort. „Also, da ich jetzt schon mal das Mikrofon habe, werd ich jetzt einfach mal etwas sagen.“ Er beginnt seine Ausführungen damit, dass er ja verstehen könne, dass es bestimmt manchmal ganz schön nervig sein kann, auf aufdringliche Art

und Weise angemacht zu werden, aber dass sexuelle Belästigung ja etwas ganz anderes sei, und bestimmt nichts mit sexueller Gewalt, wie etwa der brutalen Mehrfachvergewaltigung und dem Mord an einer jungen Frau* in Indien gemeinsam habe. Weiter meint er, dass er es überhaupt nicht verstehen könne, wie man, wenn man schon über die Unterdrückung der Frau* spricht, den Islam während der Diskussion überhaupt nicht erwähnen könnte. Das Publikum ist fassungslos.

Auf der Bühne sitzt eine Frau* mit dunklem, kurzgeschnittenem Haar. Sie hat es sich auf dem Stuhl bequem gemacht und macht den Eindruck als säße sie in ihrem Wohnzimmer, bei einem netten Treffen mit Freund_innen, als sei sie eine der Sprecher_innen der Podiumsdiskussion. Aber jetzt ist sie sauer. Ohne etwas von ihrer souveränen, humorvollen

und elloquenten Art zu verlieren, macht sie klar, wie verachtenswert sie sein übereiltes Handeln findet. Er solle sich verdammt nochmal hinsetzen, fügt sie hinzu, als er aufsteht um die Empörung im Raum lächerlich zu machen. Er setzt sich wieder.

Die Frau* ist Laurie Penny, eine 26-jährige Feministin, Journalistin, Autorin, Bloggerin und selbsterklärte „Störenfrieda“ aus London. Ihre Kommentare und Reportagen zu politische Protesten und über queere und feministische Politik sind regelmäßig im „Independent“ und im „New Statesman“ zu lesen. 2012 wurde Penny bei den British Press Awards als Journalistin des Jahres nominiert. 2010 war ihr Blog „PennyRed“ unter den Besten für den Orwell Prize for Political Writing zu finden. Für ihren Bericht über die Occupy-Bewegung wurde sie zur „truthdigger of the week“ erklärt. Laurie Penny hat



bereits zwei Bücher herausgebracht: „Meat Market: Female Flesh under Capitalism“ und „Penny Red: Notes from a New Age of Dissent“. Im Augenblick arbeitet sie an ihrem dritten Buch.

Nele Herzog:

Während der Podiumsdiskussion #Aufschrei der Friedrich-Ebert-Stiftung hast du den Podcast von BBC World – „Girls Night Out“ – eine Reportage über fünf Frauen in fünf verschiedenen Städten, die Abends ausgehen und mit denselben Problemen konfrontiert sind, erwähnt. Ob sie sich in Kampala, Ottawa, Rio, Ramallah oder Melbourne befanden – sie alle dachten darüber nach, dass es negative Konsequenzen nach sich ziehen könnte, wenn sie kurze Kleidung tragen. Außerdem waren alle Frauen* darauf eingestellt mit sexistischen Anmachern konfrontiert zu werden, und bei dem Gedanken Nachts*

alleine Nachhause gehen zu müssen, fühlten sie sich unwohl. Was muss passieren damit Entscheidungen, die wir in unserem Leben treffen nicht als „Einladung“ für sexuelle Belästigungen missverstanden werden?

Laurie Penny:

Ich glaube, dass es wichtig ist zu begreifen, dass das gar nichts mit den Lebensentwürfen oder –vorstellungen von Frauen* zu tun hat. Das Interessante an der Reportage über die fünf Frauen* an fünf verschiedenen Orten der Welt war, dass die Leute das Gefühl hatten, dass die Frauen* die Belästigungen gewissermaßen verdienten, nur weil sie in der Öffentlichkeit die Kleidung trugen, die sie tragen wollten. Bei einer Vergewaltigung geht es nicht allein um die Vergewaltigung selbst. Es geht auch darum Frauen* dazu zu zwingen gefügig zu sein und sie von einer selbstverständlichen Teilnahme am

Leben in der Öffentlichkeit auszuschließen (und das schließt einen Abend in der Stadt ein). Es geht darum den Frauen* zu vermitteln: „Ihr dürft nicht auf dieselbe Art ausgelassen sein wie die Männer*. Ihr seid weniger vollkommene Menschen als es Männer* sind, aus dem einfachen Grund weil ihr Mädels seid. Und wenn ihrs doch wagt, euch wie Männer* zu verhalten, dann habt ihr es auch verdient, angegriffen zu werden.“ Das muss umgedreht werden. Man muss sagen: „Es ist überhaupt nicht in Ordnung Frauen* anzugreifen. Frauen* sind genauso vollkommene Menschen, die sich so verhalten dürfen wie wir es für richtig halten, solange wir niemanden damit verletzen.“ Diese Regeln galten ja schließlich auch immer für Männer*. Das freie Bewegen in der Öffentlichkeit ist ja schließlich keine Einladung dafür, dass Mensch andere einfach verletzen kann, oder selbst



verletzt wird. Wenn Mensch so denken würde, wäre so einiges sowohl falsch an unserem Kulturverständnis als auch an dem Rollenverständnis der Frau*.

Lou Zucker:

In letzter Zeit wurden pinke Aufkleber mit feministischen Zitaten an verschiedenen Orten in Berlin-Neukölln angebracht. Ein Blog Namens „Pussytiv“ ist verantwortlich dafür. Folgendes Zitat von Sheila Jeffreys ist mir besonders ins Auge gesprungen: „Women will not be free as long as their submission is considered sexy.“ Oftmals merken wir (heterosexuelle Frauen), dass es sich beim Flirten mit Männern* als erfolgreiche Taktik erweist, sich als dumm und „bedürftig“ darzustellen. Gibt es einen Feminismus, der sexy ist?*

Penny:

Gibt es einen Feminismus, der sexy ist? Oh, diese Frage

hätte ich jetzt nicht erwartet... Ich finde Feminismus IST sexy! Fand ich schon immer, aber ich finde es gar nicht sexy, wenn man sich als Mensch selbst erniedrigt.

Ich verstehe was du meinst, wenn du davon sprichst, dass sich Frauen* selbsterniedrigen müssen, und sich unterordnen – und wir sprechen hier nicht nur über eine sexuelle Unterordnung wie beispielsweise in SM – wir sprechen hier von einer gesellschaftlichen Unterordnung, die zurückhaltend sein beinhaltet und, dass wir uns in verschiedenen Situationen „kleiner“ und weniger machtvoll darstellen als Männer*. Für heterosexuelle Frauen ist es besonders schwierig, weil es einiges an Kraft kostet, sich nicht unterzuordnen und „kleiner“ zu machen, ganz zu schweigen davon sich direkt dagegen auszusprechen. Aber das ist es ja warum das Privatleben auch immer politisch ist, weil es auf

die Entscheidungen ankommt, die mensch tag täglich trifft und Frauen* zahlen noch immer einen hohen Preis für ihre Selbstachtung. Aber, ja, absolut, ich finde Feminismus ist ziemlich sexy. Ich erinnere mich an eine Studie vor einigen Jahren, in der es darum ging, dass Frauen*, die sich als Feministinnen bezeichnen, aussagten, dass sie und ihre Partner_innen ein besseres, aufregenderes Sexualleben haben. Das könnte damit zusammenhängen, dass sie sich weder für ihre Sexualität geschämt haben, noch dafür Sex zu genießen oder sich in ihren Körpern und sich rundum wohlfühlen.

Herzog:

Seinen (weiblichen) Körper zu akzeptieren ist besonders schwierig, wenn mensch jeden Tag mit einer Fülle von sexistischem Bildmaterial auf Internetseiten wie Tumblr und Facebook konfrontiert wird. Wie kön-



nen wir es schaffen, unser Onlineverhalten zu verändern? Wie wäre es, diese Bilder zu betrachten und dabei nicht den Blick auf uns selbst und auf andere Frauen verändern zu müssen?*

Penny:

Es ist doch wie in einer missbräuchlichen Beziehung, oder etwa nicht? Stell dir vor, du lebst mit jemandem zusammen, der dir ständig sagt, dass du hässlich, fett und wertlos bist. Letztendlich steht jedoch die Frage, ob dies internalisiert wird und mensch denkt: „Es ist nur wegen mir, weil ich hässlich und wertlos bin und die anderen Frauen*, die ich aus meinem Leben kenne, sind wahrscheinlich nicht so“. Oder aber du sagst dir: „Nein, es ist die Kultur, die uns sagt, dass dies jemand anderer ist, was mit meiner Person nichts zu tun hat.“

Manchmal fragen mich Leute, ob jemand trotzdem Feminist_in

sein kann, obwohl jemand sich gegenüber seinem Körper unwohl fühlt. Natürlich kannst du das, gerade darum geht es doch! Ich denke, es ist wichtig sich einzugestehen, wie schmerzhaft das Ganze ist und wie es uns alle betrifft. Es betrifft auch mich, so dass ich mich die ganze Zeit über unfrei fühle. Und ich glaube es ist egal, wie viel einflussreiche feministische Dinge du liest, patriarchale heterosexuelle Literatur ist so überschüttend, dass mensch natürlich von ihr eingenommen wird. Aber ich glaube, es hilft zu verstehen, woher diese Gedanken kommen und es hilft auch, mit anderen Frauen* darüber in einer ehrlichen Art und Weise zu sprechen, und nicht in der Art und Weise wie zum Beispiel: „Ich bin fett, sieht mein Gesicht damit nicht schrecklich aus?“. Du weißt schon, wie ich das meine. Es geht darum zu vergleichen, wie wir über diese Dinge reden. Solidarität ist sehr wichtig.

Herzog:

In der Podiumsdiskussion hast Du sehr viel über Wut gesprochen, eigentlich etwas was als unweiblich betrachtet wird. Wütende Frauen werden als hysterisch und zickig abgestempelt und in diesem Fall kaum ernst genommen. Du beschreibst dich selbst als „Störenfrieda“ und musst jeden Tag etliche hasserfüllte Emails lesen. Wie schaffst Du es mit diesen drastischen Konsequenzen umzugehen, die Du hast, weil Du deine Wut in der Öffentlichkeit gezeigt hast?*

Penny:

Einfach freimütig und politisch zu sein ist schwieriger, als ich es jemals erwartet hätte. Ich bekomme Vergewaltigungs- und Todesandrohungen. Die Konsequenzen, die die mediale Arbeit, in der ich agiere, nach sich ziehen, sind sehr weitläufig. Vielleicht war ich naiv, doch vielleicht hätte ich nicht in der gleichen

Männer werden generell überschätzt.

Maren Froymann

Art und Weise gearbeitet, wie wenn ich am Anfang gewusst hätte, wie es in Wirklichkeit sein wird. Aber ich bin froh, es getan zu haben, und eigentlich froh, es vorher nicht gewusst zu haben. Und es ist sogar auch über die Jahre schlimmer geworden. Ich rede von den Gegenreaktionen über die Wut der Frauen*, und nicht nur von Männern*, sondern auch von Frauen*, die sagen: „Über was redest du eigentlich? Es ist doch alles gut und wir haben jetzt Gleichberechtigung. Halt doch einfach die Fresse!“. Die Angst davor, Frauen* zum Schweigen zu bringen ist so fürchterlich, so schrecklich geworden. Vor einigen Jahren durchlebte ich eine Phase, als alles anfangs schlimm zu werden. Ich wurde sehr depressiv und ängstlich und hinterfragte mich selbst. Aber ich machte weiter, teilweise aus Trotz, weil ich sie nicht gewinnen lassen wollte. Es ist zwar keine

Lösung, auf lange Sicht politisch so zu arbeiten, aber es ist eine Kurzzeitstrategie, um nicht aufzugeben. Aber ich habe auch unglaubliche Unterstützung von anderen Frauen* und Männern*, von unbekannten Leuten aus dem Internet oder einfach von Leuten, die ich getroffen habe, erhalten, die zu mir sagten: „Bitte mach weiter!“. Und ich schicke diese Nachrichten auch raus, wenn ich mitbekomme, dass junge Menschen und Frauen* angegriffen werden. Es ist so wichtig, zu begreifen, dass es hier auch um etwas Strukturelles geht. Wutreaktionen von Frauen* waren schon immer etwas, mit dem die Gesellschaft nicht umgehen kann. Vor hundert Jahren, sogar noch vor 70 Jahren konnte dich dein Ehemann einsperren, wenn du wütend warst. Wenn du die Kühnheit besessen hättest, diese Umstände zu hinterfragen, hättest du als hysterisch und verrückt gegolten. Wenn

du eine Frau* aus der Arbeiterschicht warst, wärest du dafür höchstwahrscheinlich im Gefängnis gelandet. Und ich denke, einiges von dieser Mentalität bleibt. Die Bestrafung für Frauen*, die wütend werden und das Gefühl, dass wir selbst unser eigenes Trauma in Ordnung bringen müssen.

Herzog:

Letztes Jahr hattest du eine Auseinandersetzung mit dem Historiker David Starkey, als du ihn am Sunday Times Festival of Education als Rassist bezeichnet hast...

Penny:

Was für ein Arschloch.

Herzog:

... Zuvor hatte er vorgeschlagen, ausländischen Kriminellen die „britische Art und Weise“ Dinge zu erledigen, einzuschärfen. Auf der Berliner Podiumsdiskussion...



kussion hat uns die indische Feministin und Aktivistin Urvashi Butalia informiert, dass als Reaktion auf die Massenvergewaltigungen und Morde ein Einsatzkommando nach Harvard Richtlinien bereitgestellt werden soll, welches es sich zur Aufgabe gemacht hat, der indischen Frauenrechtsbewegung zu zeigen, wie sie ihre Arbeit zu verrichten haben.

Penny:

Momentan in Harvard... werden Leute in Harvard vergewaltigt! Es gibt die Football-Kultur und Vaterschaftskultur. Die akademische Kultur der USA ist eines der am meisten vorkommenden, widerlichsten Beispiele einer Vergewaltigungskultur, die es gibt. Das Konzept, dass jegliche westliche akademische Körperschaften, insbesondere aus den USA, das Recht haben Normen zu bestimmen, was die westliche Kultur tun sollte, ist fürch-

terlich kolonialistisch und rassistisch zugleich. Ich denke, dass Feminist_innen nicht beigebracht wird, Dinge zu hinterfragen um nicht wütend zu werden. Egal wo wir auf der Welt leben, wird uns gesagt, dass es jemandem schlechter geht und wir deshalb unsere Klappe halten sollen und aufhören sollen, uns zu beschweren. Das könnte in Saudi-Arabien sein, in Dheli – so gesehen sind Frauen* in Dheli mit vielen gemeinsamen Problemen wie von Frauen* in Steubenville, Ohio, New York, London oder Berlin konfrontiert. Es gibt kulturelle Unterschiede, aber diese sind nicht Welten voneinander entfernt und diese herablassende rassistische Einstellung blendet die Schwierigkeiten von Frauen* grundlegend aus.

Zucker:

Wie können wir denn Solidarität zeigen mit den Frauen* überall in der Welt ohne in diese

neo-kolonialistischen, rassistischen Muster zu fallen, über die du gerade gesprochen hast?

Penny:

Ich denke, es ist nicht an mir, diese Frage zu beantworten, ich war bis jetzt noch nie in Indien, hoffe aber, irgendwann einmal dort hinzugehen. Aber wir haben das Internet, die Menschen können nachfragen. Was braucht ihr, wie können wir helfen? Und wir haben auch die Verantwortung, uns mit der Vergewaltigungskultur in unserer eigenen Gesellschaft zu konfrontieren und nicht so hochmütig zu sein und zu sagen, dass das nicht ÜBERALL passiert. Das tut es nämlich, nicht nur in westlichen Ländern und in Europa. Die Menschen versuchen auf viele unterschiedliche Arten die Frauen*, cast-minorities und queer people in Indien und woanders in den Regionen zu unterstützen und Solidarität mit ihnen zu zeigen.



Aber es ist nicht der richtige Weg, einfach hinzugehen und zu sagen „Also, wir wissen, wie man damit umgeht“, so wie wir es seit 200 Jahren machen, hört auf uns. Das ist so garnicht nötig. Die Brit_innen haben Vergewaltigungen systematisch genutzt, um die indische Bevölkerung während the Raj zu kontrollieren. Es gibt nichts, was Nordeuropäer_innen den Inder_innen beibringen könnten.

Zucker:

Wir haben einen deiner Artikel gelesen im "Independent" aus dem Jahr 2012, der sich "Gay Marriage is the one thing the Tories really don't get" nennt. Du kritisierst, dass die einzigen öffentlich diskutierten Forderungen der LGBTQ-Gemeinschaft solche sind, die zu den konservativen Werten passen, wie zum Beispiel die Homoehe. Welche anderen LGBTQ-Kämpfe oder Forderungen soll-

ten deiner Meinung nach dringend von der Öffentlichkeit in den Fokus genommen werden?

Penny:

Wenn Homoehe und gleiche Rechte im Militär thematisiert werden, geht es weniger darum, den Konservatismus weniger homophob zu machen, als vielmehr die queer culture konservativer zu machen. Ich unterstütze die Homoehe, genauso wie ich jede andere Eheschließung unterstütze, ich denke queer people sollten genauso berechtigt sein wie andere, ihr Leben zu ruinieren (lacht). Für viele queer und LGBT people ist es enorm bedeutend, dass es die Akzeptanz in der Mainstream konservativen Kultur gibt, was für einige Leute genug ist. Gleichzeitig greifen Vorurteile aber viel tiefer. Es gibt noch immer Leute und Gemeinschaften, die Homosexualität komplett ablehnen. Das einzige, was wir jungen queer

people sagen ist "es wird besser, warte, bis du erwachsen bist und in eine Stadt ziehst, suchst dir einen Job, der dir gefällt und heirate jemanden". Das hält davon ab, das Leben der Menschen jetzt zu verbessern: Unsere Schulen sind extrem homophob, wir müssen uns um Homophobie und homophobes Mobbing in Schulen dringendst kümmern. Der Gedanke, man könnte einfach warten.... Nun, für viele ist es schon längst zu spät, das Trauma begleitet die Menschen ihr ganzes Leben. Es hilft nichts, jungen Menschen einfach das Heiraten zu ermöglichen.

Zucker:

Glaubst du, wir sollten versuchen, den Dualismus der Kategorisierung in männlich und weiblich* zu überwinden? Oder wäre das hinderlich bezüglich der Diskussion um sexuelle Belästigung als ein Phänomen, dass hauptsächlich auf Men-*



schen zutrifft, deren körperlichen Merkmale als weiblich deklariert sind?*

Penny:

Ich würde wahnsinnig gerne in einer Welt leben, in der die Gender-Binarität keine Rolle spielt, was nicht dasselbe ist wie „Ich kann kein Gender mehr sehen“. Ich denke, Gender ist eine wunderbare Sache, es ist so ein wichtiger Teil der eigenen Identität und es sollte uns möglich sein, damit auf eine fließendere und spannendere Art umzugehen. Menschen, deren Gender-Identität nicht zu den engen Kategorien wie „So ist ein Mann*“ und „So ist eine Frau*“ passt, erfahren allerhand soziale Bestrafung. Aber ich denke, die Verwendung der Gender-Binarität als Waffe ist Teil der Vergewaltigungskultur. Und das Szenario Mann* und Frau* gegeneinander ist ein Teil dessen, wie das Patriarchat funktioniert, wie Sexismus

funktioniert. Aber ich denke nicht, dass Mensch es los wird indem einfach gesagt wird „es gibt keine Männer* und Frauen* mehr“.

Zucker:

In der Debatte über Gleichberechtigung geht es in den deutschen Mainstream-Medien nur darum, Frauen in traditionell Männer-dominierte Berufe und Positionen zu bringen. Sollten nur Menschen, die sich nicht als Männer* identifizieren, sich bewegen, um bestimmte Gleichberechtigungsstandards zu erreichen? Welche Rolle siehst du für Männer* in der feministischen Revolution?*

Penny:

Die feministische Revolution ist auch für Männer*. Nicht nur, weil es zu großen Teilen darum geht, dass Männer* zuhören, lernen und ihre eigenen Vorurteile verstehen und mit ihnen umgehen, sondern weil das Pa-

triarchat uns allen schadet. Ich und andere Feminist_innen finden nicht, dass es nur darum geht, Frauen* zu traditionell männlichen* Jobs zu verhelfen oder einfach nach Gleichberechtigung für Frauen* innerhalb eines patriarchalen Systems zu streben, das mit Klassenkonflikten und Ungerechtigkeit belastet ist. Germaine Greer sagte einmal, dass es jeder Frau*, die nur genauso wie ein Mann* sein wollte an Ehrgeiz fehlte, und sie hatte Recht. Meiner Ansicht nach, geht es im Feminismus darum, Arbeit, Klasse, Gender und Macht auf die spannendsten Arten komplett neu zu definieren.

Herzog:

Was können wir von dir in der nahen Zukunft erwarten? Woran arbeitest du zur Zeit?

Penny:

Ich arbeite an einem umfassenderen Buch, es erscheint En- 64



de des Jahres. Wenn ich es eingereicht habe kann ich über neue Projekte nachdenken – es gibt viele spannende Dinge am Horizont.

Herzog/ Zucker:

Danke, dass du dir die Zeit genommen hast für das Interview. Viel Erfolg weiterhin!

Lou Zucker und Nele Herzog

Das Interview ist erstmalig erschienen auf
www.aviva-berlin.de.

Unsere Autorinnen führten das Interview über Skype.

Übersetzung: Danyela Demir,
Angelika Riedner,
Lyn von der Laden.

„Wenn alle Frauen dieser Erde morgen früh aufwachen
und sich in ihren Körpern wirklich wohl und kraftvoll fühlen,
würde die Weltwirtschaft über Nacht zusammenbrechen.“

Laura Penny

JETZT WIRD'S DIALOGISCH!

Ein Nachgespräch über das
dokumentarische Theaterstück
„Asyl-Monologe“



Kolja Unger steht neben zwei anderen Schauspieler_innen und eine_m_r Musiker_in auf der Bühne. Sonst ist nichts zu sehen. Sie rühren sich kaum von ihrem Platz. Das Cello erklingt und Kolja erzählt als Ali Touré von dessen Kämpfen in Togo und Deutschland für Demokratie und Menschenrechte.

Lydia Riedl sitzt im Publikum. Sie ist für die Organisation verantwortlich. Von der Bühne für Menschenrechte hat sie erfahren, als Kolja Unger im Rahmen des Campus der Heinrich-Böll-Stiftung für Stipendiat_innen 2011 einen Ausschnitt vorgetragen hat. Ein halbes Jahr später organisiert sie Veranstaltungen in Gera und Marburg, um auch den Rest des Stückes zu hören und andere Menschen darüber zu informieren, wie Geflohene in Deutschland leben und diskriminiert werden.

Jetzt spricht sie mit ihm über das Stück, die Arbeit daran und

die Beweggründe dafür.

Lydia:

Lieber Kolja, kannst du kurz erzählen, worum es in den Asyl-Monologen geht?

Kolja:

Die Asyl-Monologe erzählen von Ali aus Togo, von Freunden liebevoll „Präsident“ genannt, Felleke aus Äthiopien, der erst willensstark Abschiebeversuche verhindern muss, um dann einen Menschenrechtspreis überreicht zu bekommen, und Safiye, die sich nach Jahren der Haft in der Türkei und einer absurden Asylablehnung für das Lebensbejahenste überhaupt entscheidet: sie schenkt einem Sohn und einer Tochter das Leben.

Und wie sieht euer Inszenierungskonzept aus?

Mit unserem ersten Stück orientieren wir, also der Verein

Bühne für Menschenrechte (<http://buehne-fuer-menschenrechte.de/>) uns am Konzept der Actors for Human Rights aus Großbritannien (<http://iceandfire.co.uk/outreach>). Es geht um „wortgetreues Theater“. Das heißt, dass wir die Geschichten unserer Protagonist_innen in einer dramaturgisch verdichteten Form so wiedergeben, wie sie sie uns erzählt haben. Kein Wort ist dazu erfunden worden. Wir setzen komplett auf die Wirkungsmacht dieser Geschichten. Auf der Bühne passiert ja nicht viel mehr, als dass drei Personen abwechselnd die Geschichten erzählen und eine Person ihr Instrument spielt. Kein Bühnenbild, keine aufwändigen Videoinstallationen, keine Choreografien, etc. Die Bewegung liegt in den Geschichten selbst, vom vorgelesenen Text und der musikalischen Komposition über die Sprache der Spieler_innen und der musikalischen Interpretation 66



der Musiker_innen hin zu den Bildern, die im Kopf der Zuschauer_innen entstehen.

Wie kommt man eigentlich darauf, ein Theaterstück zum Thema Menschenrechte (speziell zur Flüchtlingsthematik) auf die Beine zu stellen? Was ist die Idee hinter den Asyl-Monologen?

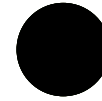
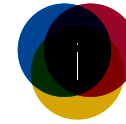
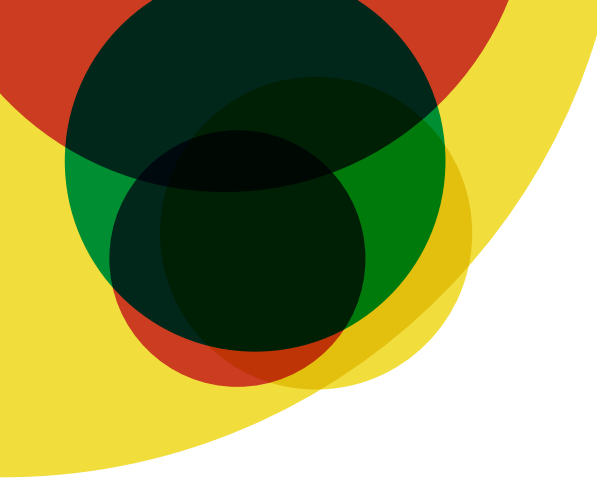
Die Idee dahinter ist, mit Mitteln des Theaters wie Dramaturgie, Schauspiel, Musik und dem körperlichen Zusammenkommen mehrerer Menschen zur selben Zeit am selben Ort diese für Menschenrechtsfragen zu sensibilisieren. Wir verstehen uns als ein Sprachrohr für diejenigen, die zwar da sind, denen aber zu wenig zugehört wird. Die Geschichten von Geflohenen und ihrer Behandlung in Deutschland müssen mehr Öffentlichkeit erfahren! Um es mit Alis Worten zu sagen: „Viele Menschen wissen

nicht, was los ist. Ich möchte zeigen, wie wir Flüchtlinge leben. Ich hoffe, dass das Publikum es verstehen wird.“

Und woran liegt es deiner Meinung nach, dass so wenig Menschen von den Lebensbedingungen von Geflüchteten wissen?

Es kommt mir so vor, es wäre politisches Kalkül. Als würden die Geflohenen absichtlich von der übrigen Gesellschaft isoliert, unsichtbar und mundtot gemacht. Die Flüchtlingsheime sind meistens an Orten, wo sie „niemanden stören“. Die Mobilität von Asylsuchenden ist frappierend eingeschränkt. Es gibt immer noch die Residenzpflicht, welche ihnen verbietet, sich außerhalb eines vorher zugewiesenen Bereichs zu bewegen. Wie viele Paragraphen des Aufenthaltsgesetzes steht auch die Residenzpflicht im Widerspruch zu

den Menschenrechten, hier zum Recht auf Bewegungsfreiheit. Die Anwendung ist häufig willkürlich und wird gerne auch, wie Pro Asyl es ausdrückt, zur „pauschalen Schikane“ oder als eine „individuell verhängbare Sanktionsmöglichkeit“ missbraucht. So setzen die Ausländerbehörden Betroffene nach eigenem Gutdünken unter Druck oder bestrafen sie. Weil zwar Flüchtlingsheime und Lager ungesehen überall in Deutschland sind, die Geflüchteten aber nicht überall hinkommen können, ziehen wir mit dem Stück in möglichst viele Orte in Deutschland. Wir laden Aktivist_innen ein, die selbst Geflohene sind. Sie erzählen in einer Diskussion, die sich an das Stück anschließt, was vor Ort passiert, was Probleme und Lösungsansätze für die Lage von Geflohenen in eben dieser Stadt sind. Gerade das gemeinsame, solidarische Ausbrechen aus der Isolation ist empowernd und



mitreißend.

Ist das noch Kunst oder schon Politik?

Gegenfrage: Wo ist da der Widerspruch? Das Theater ist ja per se schon ein politisches Medium. Mehrere Parteien (Akteur_innen und Zuschauer_innen) verhandeln im öffentlichen Raum ihre Beziehungen zu einander. Häufig gibt es auch noch einen Konflikt, der von verschiedenen Seiten (Rollen) beleuchtet wird. Die Veränderbarkeit von Figuren (Menschen) und Gesellschaft wird dabei vorausgesetzt.

Während meines Theaterstudiums in Hildesheim hatte ich jedoch oft das Gefühl, dass das nicht richtig ausgenutzt wird. Viele szenische Projekte, die von jungen Theater-macher_innen unternommen werden, suchen keine großen politischen Themen und verbleiben in der Selbstreferentialität eines kleinen privi-

legierten Milieus. Mit den Asyl-Monologen sah ich die Möglichkeit, ein anderes Theater zu machen, das meine künstlerischen und politischen Ambitionen verbindet.

Was würdest du sagen, habt ihr bereits erreicht, was könnt ihr noch erreichen?

Die Vernetzung und „Geburtshilfe“ unterschiedlicher Organisationen von und für Geflohene spielt eine große Rolle. Auch die Lobby-Arbeit. In vielen Städten, in denen wir waren, haben sich im Anschluss an die Veranstaltungen Organisationen gegründet, in denen sich nun Geflohene und sich Solidarisierende gemeinsam um Belange der Asyl-Suchenden vor Ort einsetzen. Für mich und auch viele Zuschauer_innen war es ein großes Ereignis, als Ali, der anfangs zitierte Protagonist, schwerbehindert, damals ohne Aufent-

haltsstatus, im Roten Rathaus bei einer Preisverleihung Klaus Woreit und Wolfgang Benz erklärte, was Engagement für Demokratie bedeutet. Das hat ihm auch Unterstützer_innen eingebracht aus einem Kreis von Leuten, die Entscheidungen treffen. Letztendlich hat dies zwar nicht dazu geführt, dass seine Situation endlich aushaltbar geworden ist, aber zumindest etwas weniger bedrohlich.

Auf der Kulturvermittlungsebene versuchen wir andauernd neue Bühnen und Räume für das Stück zu erschließen. Es ist zum Beispiel sehr schön, dass wir seit letztem Dezember relativ regelmäßig – und immer ausverkauft – im Heimathafen-Neukölln auftreten. Natürlich suchen wir auch weiterhin Orte auf, an denen das Thema weniger präsent ist. Seit über einem Jahr verhandeln wir mit Rundfunkredakteur_innen, damit wir das Stück auch als Hörspiel produzieren und über



das Radio ganz neues Publikum erreichen können. Auch steht unsere Finanzierung immer auf wackligen Beinen.

Ihr bezeichnet Euch auch gerne als Netzwerk. Wie funktioniert ein Theaternetzwerk?

Die Idee mit dem dezentralen Netzwerk haben wir uns auch von den Actors for Human Rights abgeguckt. Einerseits aus ganz banalen Gründen. Wenn das Stück von Schauspieler_innen und Musiker_innen aus der Region gespielt wird, dann spart man eine Menge Fahrtkosten. Es gibt aber noch mehr Gründe, die für ein Netzwerk gegenüber eines tourenden Ensembles sprechen. Schauspieler_innen und Musiker_innen ziehen als Multiplikator_innen vor Ort nochmal ihr eigenes Klientel an, weil sie in „ihrer Stadt“ einen gewissen Bekanntheitsgrad haben. Das schlägt sich in Publikumszahlen

und auch in Medienaufmerksamkeit nieder. Wer sich mit Arbeit mit Geflüchteten auskennt, weiß, wie wichtig das ist. Eine gute Pressearbeit hat hier schon häufig über das Leben von Asylsuchenden und ihren Familien entschieden. Und irgendwie passt es auch auf ästhetischer Ebene, dass so viele verschiedene Leute an verschiedenen Orten die drei Rollen spielen. Eine entpersonalisierte Besetzung von sehr persönlichen Geschichten macht deutlich, dass hier allgemein menschliche Werte verhandelt werden, dass es hier nicht um Einzelschicksale dreier Menschen geht. Das Asyl-System betrifft uns alle. Dieses Wissen liegt auch der Art, wie wir uns organisieren zu Grunde. Zu unserem Netzwerk zählen wir nicht nur die Musiker_innen und Schauspieler_innen, die auf der Bühne stehen. Die Asyl-Monologe werden vor Allem deswegen in immer mehr Städten aufgeführt,

weil Leute nach den Veranstaltungen zu uns kommen und mit uns besprechen, wie sie auch selber eine Veranstaltung organisieren können. Sie kennen in den jeweiligen Städten die Strukturen, bewerben die Veranstaltung, treiben Sponsoren auf, kümmern sich um den Ablauf, laden interessante Diskutant_innen für das Nachgespräch ein, moderieren. Das Stück ist sehr flexibel einsetzbar und passt in diverse Kooperationsmodelle und Veranstaltungen bzw. Veranstaltungsorte. Wir haben schon in größeren Kneipen, Kirchen, Gemeindesälen und großen Theatern gespielt. Eine von diesen Leuten warst ja auch du. Inzwischen hast du selber zwei Aufführungen der Asyl-Monologe ermöglicht. Mich würde interessieren, mal von der anderen, also quasi von der Gastgeber_innenseite, zu hören, welches Interesse Organisationen haben können, uns einzuladen.



Und ob sich der ganze Aufwand überhaupt lohnt. Man könnte die Zeit und Energie ja auch in andere Projekte stecken.

Die Asyl-Monologe stellen eine besondere Form dar, um auf die Situation von Geflüchteten aufmerksam zu machen, denn die Geschichten geben nicht das wieder, was sonst in den Medien zu sehen und zu hören ist. Sie erzählen aus der Sicht Betroffener. Echte, authentische Geschichten, die sich wirklich so zugetragen haben. Und nach der Aufführung können die Leute Fragen stellen an Betroffene und andere Menschen, die sich schon länger mit der Asylpolitik Deutschlands auseinandersetzen.

Was waren das für Leute? Wo kamen die her? Kanntest du die vorher schon oder hast du die erst im Zuge der Organisation der Aufführungen kennengelernt?

Die Leute auf dem Podium,

die die Diskussion leiteten, waren aus verschiedenen Organisationen, die sich mit der Thematik auseinandersetzen. In Gera eher allgemeine Organisationen wie Parteien, in Marburg Flüchtlingsorganisationen, die sich konkret mit einem bestimmten Problem innerhalb der deutschen Asylpolitik auseinandersetzen. Die Organisationen habe ich im Vorfeld angefragt. In den meisten Fällen ohne die Leute vorher persönlich zu kennen. In Marburg waren jedoch auch die Organisationen auf dem Podium vertreten, in denen ich mitarbeitete. Das Gros der Zuschauer_innen kam aufgrund der allgemeinen Werbung.

An den Fragen aus dem Publikum konnte ich jedoch ungefähr einschätzen, „woher“ zumindest die Fragesteller_innen kamen. In Gera waren das eher „Durchschnittsbürger_innen“, die sich noch nicht viel mit Flüchtlingen auseinandergesetzt hatten.

In Marburg waren viele Studierende und auch Geflohene dabei, außerdem Politiker_innen und Mitarbeiter_innen verschiedenster Flüchtlingsorganisationen.

Wie verliefen deine Vorbereitungen?

Die erste Aufführung der Asyl-Monologe habe ich in Eigeninitiative in Gera angeleiert. Zunächst war ich nur eine einzelne Person, denn in der Großstadt Gera gab es zu diesem Zeitpunkt, weder Amnesty International, noch MediNetz, Save me, No Border oder andere Flüchtlingsorganisationen. Um Räumlichkeiten, Technik und die nötigen finanziellen Mittel zu organisieren, habe ich mich dann an alle möglichen Organisationen gewendet, die mir so eingefallen sind: an sämtliche Parteien, Kirchen und engagierte Privatpersonen. Und tatsächlich haben



sich, entgegen meinen Erwartungen, viele Menschen sehr in dem Projekt engagiert! Die Aufführung fand dann im Rahmen der interkulturellen Woche in Gera statt. Als Zuschauer_innen kamen Mitglieder der angeschriebenen Organisationen aber auch andere. Viele Menschen hatten sich vorher noch nie mit dem Thema Flüchtlingspolitik auseinandergesetzt.

Die Organisation der zweiten Aufführung der Asyl-Monologe in Marburg lief hingegen ganz anders. Marburg hat zwar weniger Einwohner_innen als Gera, dafür aber eine große Universität. Viele engagierte Menschen arbeiten in einer (fast) unüberschaubaren Anzahl an Organisationen zum Thema Flüchtlingspolitik. Hier war weniger die Frage, woher die Mittel für die Aufführung kommen sollten, als welche Organisationen es einzuladen gelte, damit wir niemanden vergessen. Gastgeberin

für die Aufführung in Marburg war die Save me Kampagne gemeinsam mit dem MediNetz und der ESG (Evangelische Studierenden Gemeinde). Ich war diesmal vorwiegend Kontaktperson und Vermittlerin. Besonders gefreut hat mich im Vorfeld, dass der Radiosender fffh mit einem kurzen Interview mit mir und einem Ausschnitt aus den Asyl-Monologen für die Veranstaltung warb. Entsprechend hoch war auch das Interesse an der Aufführung der Asyl-Monologe.

Was konntest du aus den Nachgesprächen in Gera und Marburg ziehen?

Wie ich bereits angedeutet habe, waren das Geraer und Marburger Publikum sehr unterschiedlich. Beide Male waren die Leute sehr betroffen und nachdenklich nach der Aufführung. In Marburg war das Publikum allerdings bereits sehr gut informiert.

Wir konnten eine Diskussion auf hohem Niveau führen, die Kritik an der Flüchtlingspolitik und auch an der Arbeit von Flüchtlingsorganisationen war durchaus detailliert. Die eine oder andere Person hat sich einer der anwesenden Organisationen angeschlossen und wir konnten unsere Kontakte als Save me Kampagne und MediNetz ausbauen. Allerdings konnten wir wohl kaum Menschen erreichen, die sich bis dato noch nicht mit der Thematik auseinandergesetzt hatten.

Ganz anders die Aufführung in Gera. Hier überwogen in der Diskussion ganz basale Fragen wie „Was kann man denn da machen?“, „Was brauchen denn die Geflüchteten vor Ort?“, „Ich habe noch einen guten Kinderwagen zu Hause – gibt es eine Familie im Asylbewerberheim, die den gebrauchen könnte?“. Die Zuschauer_innen schienen eher schockiert über die Zustän-



de und die Gesetzeslage in Deutschland. Für viele schienen die Informationen, die sie an dem Abend bekommen hatten, etwas ganz Neues zu sein. Eine richtige Diskussion kam gar nicht zustande, die Fragen an das Podium überwogen. Wir erreichten in Gera die Zielgruppe, die ich mir gerade für diese Stadt gewünscht hatte: eben Leute, die noch nicht viel über Asylpolitik wussten.

Ich bin häufig am Hin- und Herüberlegen, was eigentlich die richtige Zielgruppe für das Stück ist: Leute, die noch nichts über Geflohene wissen, Leute, die das eher ausblenden oder eben Leute, die schon eine Menge wissen und die durch das Stück zusammengeführt werden, was zu unternehmen. Was denkst du?

Was heißt hier „oder“? Die Aufführung der Asyl-Monologe

kann unterschiedliche Dinge erreichen: Sowohl, wie in Marburg, eine Diskussion auf hohem Niveau hervorrufen und zur Vernetzung lokaler Initiativen und engagierter Privatpersonen dienen, als auch, wie in Gera, Menschen erreichen, die sich vorher nicht mit Asylpolitik beschäftigt haben. Menschen, die vielleicht sogar die typischen Vorurteile gegenüber Geflüchteten hatten, die von den Medien oft vermittelt werden.

In Gera wurde im Anschluss an die Aufführung der Asyl-Monologe sogar die erste Flüchtlingsorganisation im Umkreis gegründet: der Verein „Freundeskreis Flüchtlinge e.V.“, in dem sowohl Gemeindemitglieder der G26, Politiker_innen, Künstler_innen und andere Personen aus Gera zusammenarbeiten. Der Verein „Freundeskreis für Flüchtlinge e.V.“ hat sogar einen ersten großen Erfolg zu vermelden: auf Druck des Vereins wur-

de die Gutscheinregelung in Gera durch eine Bargeldauszahlung ersetzt! D.h., dass die Asylsuchenden nicht mehr daran gebunden sind, für Gutscheine in wenigen ausgesuchten Läden bestimmte vorgeschriebene Lebensmittel und Hygieneartikel zu kaufen, sondern dass sie den Wert der Gutscheine nun in Bargeld ausgezahlt bekommen und somit, wie andere Menschen auch, aussuchen können, wo und was sie einkaufen.

Gegen Ende unseres Gesprächs habe aber ich noch eine, vielleicht etwas selbstkritischere Frage. Der Regisseur, du und auch einige deiner Kolleg_innen sind weiße Theatermenschen. Warum steht ihr auf der Bühne und nicht die Geflohenen selbst?

Diese Frage wird uns oft in der Diskussionsrunde nach dem Stück gestellt. Darin schwingt die Kritik mit, dass hier weiße, privi-



legierte EU-Bürger_innen für Flüchtlinge/Geflohene sprechen. Diese Kritik ist berechtigt und im Grunde betrifft sie auch dieses Magazin: Auch hier schreiben viele privilegierte weiße über Rassismus und Klassismus.

Dass nicht die Menschen auf der Bühne stehen, denen die Geschichten gehören, hat folgende Gründe: Alle drei Protagonist_innen haben mit ganz anderen Problemen zu kämpfen, als durch das Land zu fahren und Aufführungen zu geben. Sie haben Kinder, versuchen ein Studium zu bewältigen, lernen Deutsch, schlagen sich mit Krankheit, Behörden und finanziellen Schwierigkeiten herum. Am Anfang hatten sie ja auch noch mit der Residenzpflicht zu kämpfen. Es gab die Angst, selbst in so vielen Orten die eigene Geschichte zu erzählen, könne sich negativ auf das Asylverfahren auswirken.

Die Betroffenen können also

häufig nur indirekt für sich selbst sprechen, das ist problematisch. Mit den Asyl-Monologen möchten wir diese Problematik thematisieren und aufrütteln. Wir glauben, dass dies in dem vorher beschriebenen Zwei-Schritt (innerhalb der Aufführung und durch das Nachgespräch) am besten klappt: Schauspieler_innen (kritische weiße und POCs*) spielen die Monologe, und danach räumen sie die Bühne für Geflohene, die von ihrem Anliegen sprechen und Nachfragen kompetenter beantworten, als wir es könnten. Den geflohenen Expert_innen fällt es auch leichter, von sich zu erzählen und anzuknüpfen, wenn sie das Interesse an den Monologen spüren. Ganz häufig sagen sie direkt nach dem Stück, dass eine der drei Geschichten ganz ähnlich sei, wie die ihre. Auch das Publikum ist durch das Stück viel sensibler und offener geworden. Das beziehen wir auf die Art, wie

wir es erzählen. Wir glauben an die kommunikativen Fähigkeiten von Schauspieler_innen. In der Ausbildung und den Proben haben wir Techniken gelernt, die Geschichten besonders wirkungsvoll darzustellen. Schauspieler_innen sind Multiplikator_innen, die zu einer größeren Verbreitung und Identifikation beitragen. Mit Identifikation meinen wir nicht, eine Relativierung, à la „weiße Deutsche wissen genau, wie es sich anfühlt, Opfer von strukturellem Rassismus zu werden“. Identifikation ist die Methode, mit der wir klarmachen: die drei Monologe sind Archetypen von menschlichen Heldengeschichten.

Wenn ich sage, wir, dann meine ich selbstverständlich in erster Linie auch Ali, Felleke und Sa-fiye. Alle drei haben selber Stellung dazu bezogen, wie und von wem ihre Geschichten dargeboten werden sollen. Ihre Statements gehören zum Stücktext.



Recht weit am Anfang sagt Ali, "Es ist ein Schauspieler, der die Rolle sprechen wird. Der Schauspieler sagt es genauso, wie ich es gesagt habe." Und Safiye: „Für mich ist egal, ob eine türkische, eine kurdische, eine arabische, eine deutsche Schauspieler_in, oder sonst wer meine Geschichte erzählt. Das macht keinen Unterschied. Ich mache keinen Unterschied zwischen Menschen. Nationalität oder Religion spielen keine Rolle.“

Aber ich merke, ich rede die ganze Zeit schon aus einer sehr eingebundenen Perspektive. Glaubst du denn, es wäre besser, wenn es Geflohene und keine Schauspieler_innen wären, die das Stück darbieten?

Das hängt vom Fall ab. Natürlich wäre es authentischer, wenn die Geflohenen selbst ihre Geschichte erzählen würden. Das hätte auch den Vorteil, dass die Zuschauer_innen in der Diskus-

sion nach dem Stück die Geflohenen selbst zu ihrer Geschichte befragen könnten. Letzteres könnte jedoch wiederum Nachteile für die Geflohenen selbst haben: Ein Auftritt könnte psychisch sehr belastend für sie sein. Schließlich würden sie dabei immer und immer wieder ihre traumatischen Erfahrungen durchleben und erzählen. Außerdem gibt es keine Garantie dafür, dass nicht aus dem Publikum zu persönliche Fragen und/oder verbale Attacken gegen sie kommen.

Natürlich könnten auch andere Geflohene, also Menschen aus einer ähnlichen Situation, die Geschichten erzählen. Das wäre meiner Meinung nach gerade für die Diskussion nach der Aufführung eine echte Bereicherung.

Aber das geschieht ja, auch wie du es gerade geschildert hast, in den Diskussionsrunden, an denen meistens Geflohene als geladene Gäste teilnehmen.

Daran gefällt mir besonders, dass diese aus der Region sind, in der der Auftritt stattfindet. Sie können somit direkt etwas zur Situation vor Ort erzählen. Das finde ich sehr hilfreich, denn die Situation von Asylsuchenden kann sich von Region zu Region stark unterscheiden. Die Zuschauer_innen könnten also erfahren, wie es in ihrem Wohnort aussieht, wo sie sich engagieren könnten.

Am wichtigsten aber finde ich, dass diejenigen, denen die Geschichten in den „Asyl-Monologen“ gehören, selbst entscheiden, wer ihre Geschichten vorträgt.

Wollen wir ein gemeinsames Fazit ziehen?

Okay. Wie wäre es mit: „Die Asyl-Monologe“ verschaffen Geflohenen die Aufmerksamkeit, die ihnen sonst verwehrt wird. Eine Aufführung kann den Anstoß ge-



ben, Initiativen zu gründen, Projekte anzuleiern, Menschen zu verbinden oder einfach dazu beitragen, unreflektiertem Rassismus vorzubeugen.

Klingt ganz im Sinne unserer „PR-Abteilung“. Ich möchte mich bei Dir, Lydia, für die Zusammenarbeit bedanken und Euch, liebe Leser_innen, motivieren mitzumachen.

Lydia Riedl und Kolja Unger

Links zu den Asylmonologen:

www.buehne-fuer-menschenrechte.de

Links zu Flüchtlingsselbstorganisationen zum weiterlesen:

<http://thecaravan.org/>

<http://jogspace.net/>

<http://thevoiceforum.org/>

<http://www.refugeetentaction.net/>

<http://lampedusa-in-hamburg.tk/>

*"Definitions belong to the definers,
not the defined."
Toni Morrison*

"ES IST VERDAMMT NOCHMAL NICHT MEINE SCHULD"

Sexismus - Ein E-Mail-Gespräch



31.03.2013 14:37

Liebe Mareike,
nach unserem intensiven Gespräch habe ich das Bedürfnis mich schriftlich mit dir über unsere persönlichen Erfahrungen und Perspektiven zu Sexismus auszutauschen. Gestern Abend haben wir erst darüber gesprochen: Wie können wir uns einem Thema nähern, das uns zwar im Alltag häufig in unterschiedlichen Formen begegnet, das wir aber unter den verallgemeinernden, theoretischen Begriff „Sexismus“ fassen? Macht es überhaupt Sinn, dass wir Diskriminierungen voneinander trennen und hier nur von Sexismus sprechen - gerade wir als weiße, eher heterosexuell lebende, privilegierte Studentinnen, die finanziell abgesichert sind? Obwohl oder gerade weil ich viel über diese Widersprüche nachdenke, möchte ich mit dir zusammen versuchen, diesen Fragen nachzugehen und einen klei-

nen Beitrag für das Magazin zu erstellen.

Doch erzähl du von dir: Hastest du nach unserem Treffen noch spannende Begegnungen? Oder musstest du dich eher wieder auf langwierige Diskussionen einlassen, in denen immer wieder die gleichen Argumente fallen?

Ich umarme dich herzlich und sende dir liebe Grüße aus dem Berliner Grimm-Zentrum,
deine Lili

02.04.2013 00:36

Liebe Lili,
nach unserem Gespräch war auch mir unklar, was mein erster konkreter Beitrag zu diesem Thema sein könnte. Aber siehe da, noch am selben Abend trat er mir auf die Füße.

Meine Schwester war gerade zu Besuch. Und da wir zum Ab-

schluss einer intensiven Zeit voller langer Gespräche unserer Energie freien Lauf lassen wollten, gingen wir spontan noch in einen Club um die Ecke. Aber „einfach gemeinsam tanzen gehen“ stellte sich als ein holpriges Unterfangen heraus: Schon am Eingang wurden wir vom Türsteher ungefragt und ohne ersichtlichen Grund am Hintern angefasst. Da wir kaum noch Geld hatten, und auch der Abend schon ziemlich fortgeschritten war, fragten wir an der Kasse, ob wir den Eintritt ein wenig günstiger bekommen könnten. Darauf meinte der Mann* an der Kasse: "Naja, ihr habt ja noch genug Geld zum Reinkommen und die Getränke könnt ihr euch ja von Männern spendieren lassen." Na wunderbar, was aber, wenn dies nicht mein Wunsch ist?

Auf der Tanzfläche war kein entspanntes Tanzen möglich. Immer wieder drängelten sich



Männer* heran, obwohl keine Blickkontakt aufgenommen oder auf andere Weise Interesse signalisiert hat. Besonders unangenehm fiel mir ein Typ auf, der sich einfach von Hinten an meinen Rücken drängte. Und selbst als ich meinte: "Entschuldigung, ich tanze mit meiner Schwester", ließen einige nicht locker.

Dass Tanzen meist mit Sex assoziiert wird, ist mir klar. Körper, Körperlichkeit und Nähe sind an sich auch nicht der Kern des Problems. Es geht vielmehr um die Form der Sexualität, dieses „dezidiert geschlechtliche Verhalten zwischen Geschlechtspartner_innen“, das diesen Raum beherrschte. An diesem Abend musste ich wieder erleben, wie dominant viele männliche* Personen agieren: Sie belagern mich mit ihrer Präsenz. Sie treten zu nah an mich heran, pfeifen oder klatschen. Sie kommentieren mein Aussehen, meine Bewegungen

oder drängen mir ihren Rhythmus auf. Diese Tanzfläche war voll von männlicher* Dominanz, obwohl räumlich genug Platz für alle gewesen wäre. Eigentlich wollte ich meine alltäglichen Zwänge und Stressmomente für ein paar Stunden hinter mir lassen und der Musik folgen. Doch ständig musste ich reagieren und mir meinen Raum aktiv erkämpfen. So wanderten meine Schwester und ich auf der Tanzfläche hin und her, um uns dadurch einen Freiraum zu schaffen.

Für mich stellt diese Art der Erfahrung ein Kernelement von Sexismus dar: Es sind diese unzähligen Eingriffe in meinen individuellen Nahraum, ohne dass mein Gegenüber darauf achtet, ob ich einverstanden bin. Mein Interesse wird vorausgesetzt, oder die Person ist sogar der Meinung, dass es überhaupt kein Einverständnis meinerseits geben muss. Damit ich mich dann wie-

der wohlfühle, muss ich diese Person abwehren und meine Grenzen wiederherstellen. Und jeder Eingriff nimmt mir in der Situation die Möglichkeit mich sicher zu fühlen und angstfrei auf Menschen zugehen zu können.

Ich war auf dem Nachhauseweg nach diesem Abend nicht traurig, denn ich hatte trotzdem eine tolle Zeit mit meiner Schwester. Aber ich war unendlich müde von der Anstrengung der andauernden Abwehr. Und wenn ich nun gerade so darüber schreibe, dann trage ich neben dieser Müdigkeit auch viel Wut im Bauch.

Kennst du dieses Doppelgefühl aus Wut und Müdigkeit?
Liebe Grüße,
Mareike



02.04.2013 23:39

Liebe Mareike,

oh, wie gut kenne ich diese Situationen, die du beschrieben hast! Mich nervt vor allem, dass ich immer wieder in diese reagierende Rolle gesteckt werde und mir zum Agieren kaum Raum bleibt. Das fängt ja schon bei der Kleiderwahl an: Wenn ich mich über sexistisches Verhalten beim Tanzen ärgere, dann sagen mir viele Menschen: „Na, wenn dich das nervt, dann musst du eben einen längeren Rock anziehen!“ Klar, das ist sicher ein gut gemeinter Rat und würde vielleicht auch manche Anmachen abhalten, aber das kann doch keine Lösung sein! Es ändert doch nichts an einem sexistischen System, das meine Persönlichkeit auf meinen Körper reduziert, wenn ich mich anders gebe – nein, es sorgt eher dafür, dass das System bestehen bleiben kann. Außerdem nervt mich

diese Schuldzuweisung, die ich gerade unter Frauen* immer wieder erlebe. Es ist verdammt noch mal nicht meine Schuld, dass ich sexistisch behandelt werde – daran ist der Blick schuld, dem ich ausgesetzt bin!

Vor lauter defensivem Verhalten, wie beispielsweise Ausweichen auf der Tanzfläche, keinen Blickkontakt auch nur aus Versehen halten usw., fehlt mir oft die Kraft offen(siv) meine Umwelt zu betrachten. Vielleicht möchte ich ja auch einfach mal nur in Ruhe mit einer Person, die ich toll finde, flirten... Oder ich bin an Männern* gar nicht interessiert? Denn wie du ja auch schon gesagt hast, hat Tanzen oft eine erotische und sexualisierende Anziehungskraft. Aber warum geht Sexualität so selten ohne Sexismus? Ohne diese starre Rollenverteilung:
Frau* = Vagina = schön = begehrenswert

für Mann* = Penis = aktiv = begehrt Frau*?

Und ja, diese Mischung aus Müdigkeit und Wut kann ich gut nachvollziehen! Ich finde es unheimlich schwierig meine Wut auszudrücken, vor allem in konkreten Situationen. Ich reagiere sehr unterschiedlich - abhängig von meiner emotionalen Angreifbarkeit und natürlich abhängig von der Situation selbst: manchmal beschimpfe ich, manchmal ignoriere ich Personen, manchmal ist es nur ein böser Blick. Mir ist dabei wichtig, dass ich mir nicht überlege, ob die (evtl. mich angreifende) Person sich bestätigt fühlt oder ihre erwünschte Aufmerksamkeit bekommen hat. Ich möchte in solchen Momenten einfach meine Wut herauslassen und mich danach in irgendeiner Form besser fühlen.

Aber ich rede die ganze Zeit so, als wäre das total einfach und ich könnte damit ganz cool



und locker umgehen. Nein, leider gibt es viel zu oft Situationen, in denen ich mich unsicher fühle, in denen ich mir irgendwelche Vergewaltigungsszenarien ausmale und gleichzeitig wütend mein Pfefferspray umklammere. Zum Beispiel wenn ich nachts allein durch eine „unsichere“ Gegend laufe, merke ich, wie ich gleich sämtliche Männer* in potenzielle Vergewaltiger oder Nicht-Vergewaltiger einteile. Diese Angst kommt nicht von ungefähr und ich teile sie mit vielen Frauen*. Diese Angst wird von der Öffentlichkeit geschürt. Und wie oft habe ich schon den Satz gehört: „Du als Frau musst eben besonders auf dich aufpassen!“ oder: „Lauf da nachts nicht entlang!“. Anstatt mir Bilder und Beispiele von starken Frauen* zu zeigen, wird mir eingebläut, ich wäre ein schwaches, gefährdetes Ding und sollte mir bei anderen Schutz suchen. Na super, solange dies so ist, läuft

doch irgendetwas verdammt schief!! Und das ist nicht meine individuelle Schuld!

Wie geht es dir damit? Kennst du diese Angst und diese permanente Schuldzuweisung? Du, irgendwie erinnert mich unser E-Mail-Kontakt an die #aufschrei-Diskussion, in der Personen unterschiedliche sexistische Erfahrungen veröffentlichten...!

Herzliche Grüße,
deine Lili

05.04.2013 00:31

Hey Lili,
während ich deine Mail las, fiel mir auf, dass ich zwar die Sexismus-Debatte in den Medien verfolgt habe, mir aber nie die Posts bei #aufschrei durchgelesen habe. Das war Anlass genug über all die Seiten zu surfen, auf denen sexistische Übergriffe do-

kumentiert werden von #aufschrei über alltagssexismus.de und berlin.ihollaback.org.¹

Meine Gefühle dazu sind gemischt: Erstmal Freude darüber, dass diese Seiten eine Öffentlichkeit für das Phänomen Alltagssexismus ermöglicht haben. Und die Hoffnung, dass diese Diskussionen etwas verändern können; unter anderem dadurch, dass Frauen* heute das Internet für ihre Zwecke in Anspruch nehmen. Gleichzeitig ist da immer auch Zorn - über all die beleidigenden Gegenposts. Zwar sind das nur Worte auf dem Bildschirm, aber sie rufen Erinnerungen an Situationen hervor, in denen Aussagen von mir oder anderen Menschen auf teilweise dreisteste Art übergangen oder in Frage gestellt wurden. Besonders effektiv ist ein kurzes „Warum wirst du denn immer so emotional, wenn wir diskutieren?“. Oder ein Mensch wiederholt nach mir



meine Rede und alle „zitieren“ ihn daraufhin. Dann kommt es mir so vor, als spräche ich in ein Geräuschloch. Die Formen sind vielfältig, die Wirkungsweise aber dieselbe: Ich schweige, Andere sprechen.

Schlussendlich bleibe ich auf ihollaback.org hängen. Und damit bei deiner Frage nach Reaktionsmöglichkeiten. Auf dieser Seite besteht nicht nur die Möglichkeit sexistische Übergriffe zu berichten, sondern unter „I watch your back“ wird eine Anleitung gegeben, wie Dritte intervenieren können. Die Macher_innen geben drei Schritte vor: Erstmal ist es wichtig einen Blick für sexistische Übergriffe zu entwickeln. Daraufhin sollte man klären, was die eigenen Ängste sind, die eine Intervention verhindern. Vor diesem Hintergrund schlagen sie unterschiedliche Möglichkeiten der Intervention vor, abhängig davon womit ein_e jede_r sich wohlfühlt.

Meiner Meinung nach trifft dieser Ablauf den Punkt, den du ja auch schon angedeutet hast: Sexismus ist ein strukturelles Problem und ist nicht abhängig von meiner Person, von meinem Charakter oder Aussehen. Deshalb liegt das Ziel nicht alleine darin eine besonders schlagfertige und starke Person zu werden. Du hast das ja auch angesprochen, als du von deiner eigenen Angst geschrieben hast. Gerade damit nicht jede* alleine kämpfen muss, ist es wichtig Wege zu finden gemeinsam und solidarisch zu handeln. Menschen können lernen, Verantwortung zu übernehmen und in Situationen zu intervenieren, die übergriffig sind. Manchmal fällt es mir allerdings schwer Situationen einzuschätzen. In diesen Momenten weiß ich nicht, ob es angebracht ist, wenn ich eingreife, oder ob sich die Person, die ich unterstützen möchte, von mir bevormundet fühlt. Meiner Erfahrung nach

hilft da meist eine kurze Nachfrage. Und manchmal habe ich selbst erst an dem Punkt, an dem Freund_innen für mich eingegriffen haben, bemerkt, dass ich mich selbst anstatt mein Gegenüber als das Problem wahrgenommen habe.

Ein schönes Beispiel für solidarisches Verhalten habe ich letzte Woche erlebt, als ich mit einer Person nach einer Arbeitsbesprechung nach Hause fuhr. Ich habe bei diesen Treffen oft freiwillig das Protokoll geschrieben und konnte mich deshalb nicht immer in die Diskussion einbringen. Darauf sprach mich die Person an, und fragte, ob das für mich in Ordnung sei. Bis dahin habe ich nicht wirklich in Betracht gezogen, dass meine Meinung in dieser Runde wichtig ist und in der Diskussion fehlen könnte. Erst jetzt begann ich darüber nachzudenken und das nächste Mal habe ich mich dazu



entschieden, das Protokoll nicht zu schreiben.

Ich habe gerade das Gefühl, mit Bevormundung ein weiteres großes Fass aufgemacht zu haben. Gerade im Kontext von Sexismus und den feministischen Bewegungen gibt es da eine Menge Material...

Aber für heute erstmal liebe Grüße aus der späten Nacht,
Mareike

*Lilian Hümmler und
Mareike Heller*

¹ Wichtig auch: mädchenmannschaft.net, shehadistan.com oder missy-magazine.de, wobei diese keine „Mitmachblogs“ sind, auf denen Menschen ihre Erfahrungen öffentlich machen.

*„Viele erfolgreiche Männer haben keinerlei sichtbare Qualifikation
außer der,
keine Frau zu sein.“*
Charlotte Roche

„WO TUT ES IHNEN DENN WEH?“

Erfahrungsbericht eines Sanitäters
über Klassismus und Rassismus



Ich bin seit ca. vier Jahren ehrenamtlicher Helfer und Sanitäter. Als Sanitäter bin ich bei vielen Veranstaltungen, wie Blutspendediensten, Turnieren und Festen dabei. Dort helfe ich mit meinen Kolleg_innen beim Auf- und Abbau, betreue und informiere Menschen und bin zur Stelle, wenn medizinische Hilfe benötigt wird.

Ich werde sehr oft von Menschen aus den verschiedensten Gründen angesprochen und auf Grund meines Aussehens mit klassistischen und rassistischen Aussagen oder einfach ignoranten Fragen konfrontiert. Größtenteils kommen die vermeintlich harmlosen Fragen von der älteren Bevölkerung, aber auch von Jugendlichen. Die häufigste Frage ist: „Wo kommen Sie denn her?“. Antworten wie: „Von zu Hause“, „aus der Stadt“ oder „aus Deutschland“, führen zu immer weiteren Fragen, bis hin

zu der Frage, wo man ursprünglich herkommt und, wann man endlich zurück gehen möchte.

Noch schlimmer finde ich es, wenn sich Leute genau vor mir hinstellen, aber meine Kolleg_innen fragen, ob ich deutsch kann. Wenden sie sich an mich, dann sind sie verblüfft und es folgen Sätze wie: „Sie können ja wirklich gut deutsch sprechen, das hätte ich von Ihnen gar nicht erwartet.“ Ich weiß nicht, ob ich mich für solche „Komplimente“ bedanken soll.

Da man Sanitäter_innen nicht ansieht, ob sie ehrenamtlich oder bezahlt arbeiten, wird auch gelegentlich danach gefragt. Die Frage an sich ist nicht schlimm, die Hintergedanken die manche wiederum haben, ist erschreckend. „Wie viel verdienen Sie denn die Stunde? Sie würden doch nicht ehrenamtlich arbeiten...“ Mein Gegenüber kennt

mich nicht, also wer ist mit „Sie“ gemeint? Jemand in meinem Alter, jemand mit meiner Hautfarbe, jemand mit meinem „Profil“?

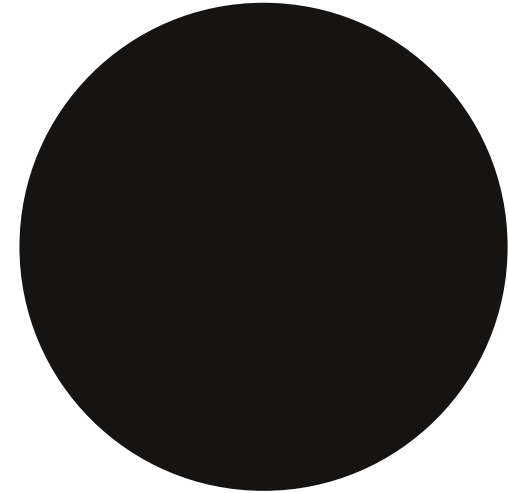
Sie sind verwundert, dass ich ehrenamtlich arbeite: „Sie und Ihre Familie mit all’ den Kindern können bestimmt jeden Cent gebrauchen.“ Ich finde es traurig und auch schlimm, wie viele Vorurteile und Diskriminierungen in diesem einen Satz stecken. Dass das vermutlich nicht böse gemeint ist, macht es um so schlimmer, da sie nicht ein mal merken, dass sie jemandem etwas unterstellen. Aufgrund meines Aussehens wird auf Armut, Bedürftigkeit und auf eine große Familie geschlossen.

Es gibt aber einen Fall, bei dem mich jeder gleich ansieht, gleich behandelt und niemand fragt, wo ich herkomme und wie gut ich die Sprache beherrsche. 82



Das ist der Notfall. Die Menschen haben dann Schmerzen oder Sorgen um ihre Angehörigen. Das lenkt von meinem Aussehen ab. Sie brauchen schnelle Hilfe.

Yama Dayani



Progressive art can assist people to learn not only about the objective forces at work in the society in which they live, but also about the intensely social character of their interior lives
Angela Davis



Institutioneller Rassismus zum Anfassen:

Rassismus zeigt meinem Vater den Stinkefinger, wenn er mit seiner griechischen Freundin aus dem Urlaub, den sie bei Ihrer Familie verbracht hatten, wieder zurückkommt, in das Land, in dem er schon seit über 18 Jahren und ohne Unterbrechung lebt, in dem er seine Kinder aufwachsen sieht, in dem er Nacht für Nacht Berliner_innen und Tourist_innen ihre Cocktails mixt. Aber es gibt den Moment, in dem Grenzbeamte ihm ins Gesicht sehen und ihn trotz angeblich offener Grenzen und vorgezogener unbefristeter Aufenthaltsgenehmigung wiederholt fragen, was er denn in Deutschland zu suchen habe. Es geht den Uniformierten offensichtlich darum, afrikanischen bzw. Schwarzen „Wirtschafts“-Flüchtlingen und anderen Menschen (Tenor: parasitäre, andersartige Elemente) ihrer Bewegungsfreiheit zu berau-

ben, von der öffentlichen Schikane bis zur Abschiebung. Was das in den Köpfen der Betroffenen auslöst, ist für die anerkannten Mitglieder einer weißen Mehrheitsgesellschaft schwer vorstellbar.

Aber auch im Alltag angekommen, hat ein Mensch, der nicht aussieht wie er als „richtiger“ hier lebender auszusehen hat, noch so einiges zu erwarten und zwar von allen Seiten und durch Mitmenschen aller sozialer Schichten: Der lustige Spruch „fährst du schwarz?“, und primitive Bemerkungen zur Schwanzlänge kannten und kennen zumindest in Deutschland keine Klassengrenzen. Auch der Griff niegesehener Erwachsener in die „Struvvelpeter“-Haare ist für ein Kind von vielleicht 4 Jahren erst unverständlich und verstörend, mal ganz cool aber irgendwann auch nur noch nervig.

Nein, wir werden nicht gerne „Lockenkopf in der letzten Rei-

he“ genannt, liebe Erdkunde-Lehrer_innen!

Nein, meine Familie ist nicht kriminell und auch keine exotische Attraktion, liebe Mitschüler_innen!

Und ja, es gibt Schwarze, die auf „deutschem Boden“ geboren werden.

Menschen älterer Generationen, die ihre Nächsten als „Schwarz wie die Nacht“ beschreiben sind nicht ausgestorben, im Gegenteil: Der Gedanke pflanzt sich fort und Witze zum Thema „Wenn du Augen und Mund schließt, dann bist du im dunkeln ja gar nicht mehr zu sehen“ sind auch unter Jugendlichen sehr beliebt. Für Menschen, die weiße und Schwarze Vorfahren haben, kann ein nettes „aber du bist ja gar nicht richtig schwarz“ einem den Rest geben.

Wichtige Assoziationen, die weißen Menschen einfallen, wenn



sie Lust haben sich über Schwarze zu erheben bzw. lustig zu machen, oder sie zu beleidigen, sind Hundekacke und Schokolade. Ein Stück einer Tafel weißer Schokolade zu Essen, zieht für mich so gut wie immer dumme Kommentare nach sich.

Was noch dazu passt: Dunkle Haare, dunkle Haut, dunkle Augen, kräftiger Hintern, lange Arme, wirken mal niedlich-freundlich und mal gefährlich.

Herkunft Afrika: Affen-Vergleiche sind das Letzte. Und wenn ich eine Banane essen will, überlege ich mir zweimal, mit wem und wie oft ich dies tuhe, um rassistischen Äußerungen auszuweichen. Vor ein paar Wochen wurden mir in Kreuzberg von einer Gruppe weißer (die aussahen wie Student_innen) grundlos Affengeräusche hinterhergerufen. Zum Glück habe ich nie mitbekommen, was die Leute dachten oder sagten, wenn meine Geschwister und ich, wie es

Kinder gerne tun, auf Bäume kletterten, aber ich kenne die angestregten Analogien bezüglich eines afrikanischen Bruders, weil er einem weißen in aufgeheizter Stimmung eine Kopfnuss gab. Um diese nicht zu ernten hätte er das nicht tun müssen: Seine Art Basketball zu spielen wurde von seinem Trainer als Affentanz bezeichnet und man sagt er hänge am Korb, wie ein Affe eben.

Exotenbonus:

Schwarze Menschen kennen alle Drogen und faszinieren, sog. „Mischlinge“ haben auch einen eigenen Zauber und einfach nur glatte, schwarze Haare sind eher unangenehm: Die Chines_innen, besser gesagt Asiat_innen (weil sie sehen ja auch alle gleich aus), kopieren alles und wollen die Welt beherrschen. Taliban bedrohen die öffentliche Sicherheit. Neger nehmen uns die Frauen weg, aber

weil sie alle so toll Musik und Sport machen, können sie auch ganz nett sein.

Es ist nervig, auf jeder U-Bahn-Fahrt zu merken, dass die ältere Person auf der Bank gegenüber dich seit 20 Minuten anstarrt. Über diesen speziellen Blick habe ich schon öfters mit u.a. chinesischen und schwarzen Schwestern und Brüdern gesprochen, es ist schwer ihn zu beschreiben, aber er kommt von oben herab und es ist zu bemerken, wie dein Gegenüber versucht, dich irgendwo zwischen „gutmütiger Neger“ bzw. „fleißiger Asiate“ und potentieller Bedrohung einzuordnen. Er ist unangenehm und ich fände es gut wenn eine Gesellschaft auf so etwas reagieren würde. Anstarrer_innen erhalten als Reaktion der Mitfahrenden entweder, dass sie mal nachschauen was da denn so Besonderes ist, oder dass sie lieber bei sich bleiben, meistens eins nach dem ande-



ren. Dem auf sich gestellten, angestarrten Menschen bleibt die Wahl zwischen ignorieren und zurückglotzen. Manchmal zeigt das Wirkung, manchmal wechselt man einfach genervt den Wagon und manchmal, wenn es dem Gegenüber doch zu gefährlich wird, wechseln rassistische Omis und Opis den Wagon und brabbeln dabei vielleicht noch ein bisschen vor sich hin.

Gibt es eine Gruppe Menschen, die eigentlich nur Rapen, Trommeln, Tanzen, Rennen, Springen und Liebe machen kann???

Ja, die gibt es, aber sie muss sich selber als solche definieren. Umstände, in denen Einzelpersonen eine solche Identität von außen eingeredet oder aufgezwungen wird, müssen bekämpft werden.

Mir wurde einmal von einem Bekannten gesagt, er habe bisher nur zwei Typen Schwarzer

Menschen kennengelernt und obwohl ich so eine Kategorisierung ablehne und keine Ahnung von Psychologie hab, möchte ich kurz erläutern, was dahinter stecken könnte: Es gibt den einen, der sich richtig austobt und die Rolle des „Wilden“ annimmt und mit seiner natürlichen und kulturellen Verrücktheit im Mittelpunkt steht. Und den zweiten, der sich eher zurückzieht, die Rolle des „Haussklaven“ annimmt, der hofft, dass seine Mitmenschen ihm Stück für Stück ein bisschen mehr Freiheit und Gesellschaftsteilhabe ermöglichen. Beide eben benannten Haltungstypen werden häufig im Stich gelassen, es sei denn, sie treffen auf Menschen mit ähnlichen Problemen. Diese beiden Phänomene kommen trotz großer interner Unterschiede, die für eine jede konstruierte (bzw. nicht vollständig selbstgebildete) Gruppe selbstverständlich sind, verstärkt und kombiniert bei uns vor.

Politische Bewegungen dürfen nie den Anschluss an anti-rassistische Kämpfe verlieren und es sollte irgendwann auch nicht mehr als selbstverständlich gelten, dass die klugen Köpfe der Geschichte weiß zu sein haben. Marx hatte vermutlich wenig Ahnung davon, wie die amerikanischen Ureinwohner_innen leben wollten und wenn doch dann hat ihnen das auch nicht viel gebracht. Europa ist nicht das Zentrum der Welt und das war es auch immer nur aus der Sicht der Profiteure von Ausbeutung und Unterdrückung. Vielleicht hat sich auf der Erde nicht das fortschrittlichste Gedankengut durchgesetzt, sondern nur der hinterhältigste Mechanismus und das gnadenloseste Handeln. Im Zweifelsfall sagen wir es war Zufall oder die logische Folge komplizierter historischer Prozesse oder so.

Internationalismus heißt



aufeinander zugehen: In einem multikulturellen Umfeld komme ich mir zwar nicht immer super politisch-korrekt vor, aber wirklicher Antirassismus kann unter lauter weißen Studierenden einfach nicht stattfinden. In einem der ersten Schritte muss die Ideologie des kolonialen Unrechts, der Rassismus, im Zusammenhang mit ihrer Materialisierung benannt werden.

Aus der Vergangenheit und Gegenwart lernen, für die grenzenlose und selbstbestimmte Befreiung aller Menschen von kapitalistischer Unterdrückung, Ausbeutung und Rassismus!

Rubén Castroi

"Any woman who only wants to be equal to men lacks ambition."

Germaine Greer

AUS DEM ALLTAG EINER BLINDEN KANAKIN



Gleich vorweg – ich hab's geschafft. Ich bin eine „Gute“, sehr integriert und inkludiert und all so was eben. Ich habe all die Dinge, die man von einer blinden, schwarzhaarigen Orientalin nicht erwartet, mehr oder weniger gut hinbekommen: Ich habe studiert, promoviere sogar, mein Deutsch ist ganz ausgezeichnet, und ja, ich kann alleine auf Konferenzen und Tagungen fahren. Gut, oder? Ich will gleich anfangs zu verstehen geben, dass ich auf ziemlich hohem Niveau meckere. Nicht zuletzt aufgrund meines Stipendiums sehe ich mich als äußerst privilegierte blinde Kanakin. Trotzdem.

Das Hörsaalzentrum ist belebt. Semesteranfang – das mag ich gar nicht. Nicht nur weil zu viele Menschen in der Cafeteria sitzen wollen, sondern weil ich regelmäßig zu Semesterbeginn die starrenden Blicke meiner

neuen Kommiliton_innen spüre. Manchmal gehe ich im Hörsaalzentrum an Menschen vorbei, die ihre angeregte Konversation unterbrechen. Sie schauen, ob ich das mit meinem weißen Stock auch hinkriege, nicht über wahllos herumstehende Tische zu fallen.

Etwas später öffne ich die Tür zur Bibliothek. Zwei Kommilitoninnen wollen mir gleichzeitig lebenswerterweise die Tür öffnen und da sagt die Eine zu ihrer Freundin: „Oh Gott, die Arme!“ Perplex bleibe ich stehen. Meint sie wirklich mich oder ist vielleicht gerade jemand die Treppe heruntergefallen? Dann höre ich es Raunen: „Das muss so schlimm sein, nichts zu sehen.“ Aha, also ist niemand die Treppe heruntergestürzt. Solche Bemerkungen habe ich in meinem Leben schon so oft gehört, dass ich aufgehört habe sie zu zählen. Und doch bin ich jedes Mal so geschockt, dass es mich

fast sprachlos macht (etwas, das in meinem Leben sonst eher selten vorkommt). Und wenn dann die Schockstarre vorbei ist, will ich jedes Mal Dinge um mich werfen oder wütend aufschreien, obwohl ich im Grunde weiß, dass schreien und Dinge werfen noch selten dazu beigetragen hat, etwas zu ändern. In diesem Fall hatte ich große Lust, die beiden Mädels mit meinem Stock zu verprügeln, aber dann wäre ich die „aggressive Orientalin“. Aber ganz ehrlich: lieber „aggressive Orientalin“ als „armes blindes Mädchen“ (Ich stelle gerade fest, dass ich mir also eine von verschiedenen Stereotypisierungen aussuchen kann, wie schön). Weil ich aber keine Szene in der Zentralbibliothek machen will, drehe ich mich um und sage: „Danke fürs Türaufhalten, und übrigens: Mein Gehör funktioniert bestens.“ Die jungen Damen verstummen. Nach einer kurzen Schockstarre



setzen sie zu einer Entschuldigung an, die mich jedoch herzlich wenig interessiert.

Von Zeit zu Zeit gebe ich Seminare zu afrikanischer, insbesondere südafrikanischer Literatur an der Universität Augsburg. Während einer Sprechstunde unterhalte ich mich mit einer meiner Student_innen zunächst über ihr Hausarbeits-thema. Als alle Formalia und Fragen geklärt sind, sagt sie: „Das ist so toll wie Sie das alles machen, Frau Demir.“ Ich lächle artig und bedanke mich fürs Kompliment. Wäre ich eine gute Dozentin gewesen, hätte ich ihr erklärt, dass in Bewunderung oft unangebrachte Verwunderung steckt. Und als ich so vor mich hinlächle und überlege, ob ich ihr das nun sagen soll, kommt die nächste Frage: „Wie kommen Sie eigentlich auf südafrikanische Literatur als Dissertations-thema? Haben Sie afrikanische

Wurzeln? Die Haut und das schöne Haar...“

Und dann sind da noch die Begegnungen anderer Art an Straßenbahnhaltestellen, wenn mich Leute unter den Arm klemmen als sei ich ihr Pudel und mich in eine Bahn schleifen wollen, in die ich gar nicht will. Netzte Menschen machen mir Komplimente zu meinem schönen Haar und meinen Armreifen und wollen wissen, ob ich Inderin bin.

Es gibt auch wirklich großartige Menschen. Leute, die mir schon aus echt unschönen Situationen geholfen haben, wenn meine Tram ausgefallen ist, und der Bus woanders fuhr und ganz woanders hielt. Leute, die mich einfach mal zur Uni mitgenommen haben, ohne blöde Fragen zu stellen. Das ist toll.

Habe ich bei all dem Gerede über meinen Langstock und mein schönes schwarzes Oriental_in-

nenhaar eigentlich erwähnt, dass ich, wie vielleicht einige Kanak_innen zwischen zwei Welten lebe. Hier will ich nicht so recht daheim sein, aber in Süd-Ost-anatolien auch nicht. Und dort wird es mir auch nicht grade leicht gemacht. „Tststs... Die Arme!“, sagt eine Dame, die gemütlich in einem Dorf in Süd-ostanatolien auf der Terrasse meiner Tante einen Tee schlürft. „So hübsch ist sie, aber ach ...“ Aber ach, man kann sie nicht verheiraten, denkt sie sich vielleicht. Sie hat leider keinen Marktwert. Eine Blinde ist bestimmt keine gute Hausfrau. Und ach, weil man mich also folglich nicht an den Mann bringen kann, bin ich wirklich arm dran, obwohl ich „doch so hübsch“ bin und alle Volkstänze kann, meine Muttersprache fließender als viele andere junge Menschen und (aber das habe ich der teeschlürfenden Dame nicht gesagt) ich kann gefüllte Weinblätter zu-



bereiten, jawohl! Aber das reicht nicht. Ich bin trotzdem nicht marktfähig und ich werde immer als „anders“ wahrgenommen, egal ob in Kafro oder in Augsburg. Es ist nicht mein auffälliges Aussehen in Deutschland und meine merkwürdig anmutende, europäisierte Art in Anatolien. Es ist immer der weiße Stock, der mich „anders“ macht.

Aber weil ich eigentlich eine Optimistin bin, will ich meine kleinen Anekdoten mit einer schönen Begegnung schließen.

Zurück in der Straßenbahn: Unzählige Male haben neugierige Kinder ihre Mütter gefragt, warum die Frau vor ihnen denn einen weißen Stock braucht. Kinder (und überhaupt Menschen im Allgemeinen) sollen und müssen, meiner Ansicht nach, gern Fragen stellen. Schlimm sind nur die meisten Reaktionen der Mütter. „Psssst!“, ist eine häufige Antwort. Nicht aber dieses Mal. Dieses Mal erklärt die

Mutter, dass ich den Stock habe, um mich besser orientieren zu können, und von Autofahrer_innen gesehen zu werden. Und dann wendet sie sich an mich: „Hab ich das richtig erklärt?“, will sie wissen. Ja, hat sie. Ein Gespräch zwischen mir und ihrer kleinen Tochter entsteht und ich kann ihr selbst alles erklären: Wie ich Wege lerne, wie man meinen Stock auf- und zuklappt, und so weiter. „Cool!“, sagt das Mädchen. Das kann ich nur zurückgeben: Cool!

Danyela Demir

„You're born naked and the rest is drag.“
Rupaul

DIE U-BAHN-KULTUR

Eine Reise durch Berlins Untergründe



7-30 Uhr am U-Bahnhof Rathaus Neukölln. Ich sitze auf einem der Gittersitze und warte darauf, dass meine U-Bahn endlich anrollt. Die Müdigkeit macht es mir schwer, die Augen offen zu halten. Ich hätte statt des Croissants lieber einen Kaffee kaufen sollen. Rechts von mir sitzt ein älterer Mann und schnäuzt sich die Nase und es hat den Anschein, als befänden sich nun große Brocken seines Gehirns in seinem feinsäuberlich aufgefalteten Stofftaschentuch. Spontan entscheide ich mich dazu, meinen Fehlkauf erst in der Bahn herauszuholen. Auf der anderen Seite der Bank hat sich eine Menschenmenge versammelt, die überwiegend aus Männern besteht. Trotz der frühen Uhrzeit halten die meisten von ihnen Bierflaschen in den Händen. Ich denke darüber nach, ob sie die Nacht durchgefeiert haben oder so früh aufgestanden sind, um ein Bier zu trinken. Schwierig.

Eine arabische Frau steht vor mir und ermahnt ihren Sohn, nicht so nahe an die Bahnsteigkante heranzutreten. Verschreckt schaut der kleine Mann in meine Richtung. Ich lächle ihn an und er lächelt zurück. Verschämt hält er sich am Rocksäum seiner Mutter fest und wirft mir nur noch flüchtige Blicke zu. Neben mir ist eine Gruppe von Jugendlichen zusammengekommen. Die gestreiften Kapuzenjacken, die in sämtlichen Farben vertreten sind, wirken wie Uniformen, bloß ohne Rangkennzeichnungen. Die Haare sind gefönt und steif frisiert. Einige von den Jungen erinnern durch ihre Frisuren an japanische Comicfiguren. Einer hält ein Handy in der Hand und spielt ein Video ab. Die Übrigen haben sich um den Jungen geschart und schauen vergnügt auf das Display. Der ältere Mann, der zuvor durch sein polyphones Riechorgan aufgefallen war, versucht seit

einigen Minuten seinen Unmut über diese Versammlung zu demonstrieren und spricht schließlich die Jungen an: Ditt is ja unerhört mit die Handys da. „Ditt machen wa nich' in Deutschland! Keene Kultur - da is nix, nix is da!“ – „Was ist mit dir los, yaa? Hast Du Probleme, Absturzopfer - Alta!“, entgegnet ihm einer aus der Runde und hält seine Hand ermahnend vor das Gesicht des Mannes. „Keene Erziehung, nee ... neee ... immer solln wa freundlich sein zu die Ausländer, aber benehm', benehm' könn' se sich nich.“ Der Mann ist außer sich, heftiges Kopfschütteln begleitet seinen Ausspruch. Der Junge schaut irritiert seine Freunde an und fängt an zu lachen. Einer von ihnen klopft ihm auf die Schulter und bemerkt: „Siehst du, Mann, ich hab imma gesagt, dass du eigentlich Türke bist. Du weißt es nur nich, Alta! Bestee yaaa! Der Name passt auch: nicht mehr Dennis, sondern Deniz.“

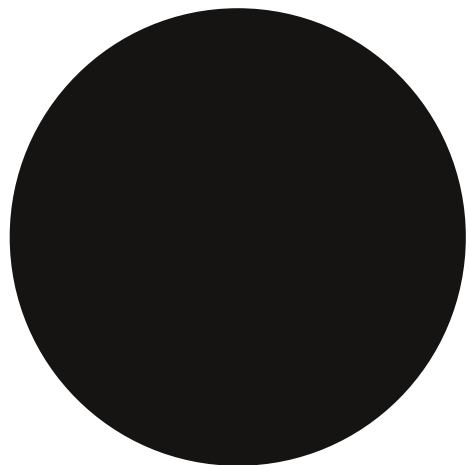


Die Bahn rollt in den Bahnhof und ich steige ein. Eine laute Musikantengruppe begrüßt mich mit rhythmischen lateinamerikanischen Klängen. Den Kaffee brauche ich nun nicht mehr. Da stört es auch nicht, dass die Musikanten aus Rumänien stammen und die inszenierte südamerikanische Gelassenheit nicht zu übersehen ist. Mitgerissen von der Musik finde ich die Idee von einem kühlen Bier am frühen Morgen nicht mehr so verwerflich wie auf dem Bahnhof. Ein breites Lächeln macht sich auf meinem Gesicht breit und ich freue mich bereits auf eine Zugabe. In der Hoffnung die gleiche Euphorie bei den übrigen Fahrgästen zu finden, wandert mein Blick durch den Wagon. Meine Erwartung erfüllt sich zu meinem Bedauern nicht. Doch während ich so in die Menge schaue, entdecke ich eine Interaktion zwischen den Fahrgästen, die ich auf dem Bahnhof nicht

einordnen konnte und die sich vom Verhalten auf „Übertage“ zu unterscheiden scheint. Hier sitzen Menschen nebeneinander, die sich auf der Straße sicher nicht einmal anschauen würden. Der Motz-Verkäufer preist seine Zeitschriften an und erzählt in aller Seelenruhe von seinem sozialen Absturz und davon, dass er das Geld nicht für Alkohol und Drogen ausgibt. Das alles erzählt er mit tieftrauriger Miene und versucht dabei eine höfliche Haltung zu wahren. Schließlich gibt es für unfreundliche Obdachlose kein Mitleid und schon gar kein Geld. Zwischen sinnfreien Bushidoparolen, die aus den Handys dröhnen und unzähligen Bekanntgaben von Bauarbeiten und Umleitungen, sind dir Fahrgäste dennoch mehr oder minder gezwungen, dem Obdachlosen Gehör zu schenken. Während sie auf ihren Plätzen sitzen und Zeitung lesen oder auch demonstrativ wegschauen,

hören sie dem Motz-Verkäufer doch heimlich zu. Mir scheint die Nähe zu dieser Seite der Wirklichkeit nirgends intimer gegeben zu sein, als etwa hier in zehn Meter Tiefe unter der Erde.

Die Intimität zwischen den Fahrgästen entsteht durch das voreilig gefasste Vertrauen, sich nicht noch einmal begegnen zu müssen: Unbefangen wird über den Ausfall eines Schwangerschaftstest berichtet und dazu noch detailliert die Reaktion des Partners lautmalerisch beschrieben. Im Zeitalter der Lauschangriffe sind Telefonate, in denen über die letzten Monate der Beziehung aufgeklärt wird, erzählt in morgendlicher Runde vor Fremden und bekannten Unbekannten, eher eine Sache der Gewohnheit. Viele von den Lauscher_innen sehen wir zum ersten Mal. Doch diese anderen Gesichter, in die man tagtäglich schaut und auch über diverse Lebenslagen wie Trennungen und



unerwartete Nachkommen Be-scheid weiß, sind näher be-trachtet keine Unbekannten mehr, sondern Vertraute in unserem U-Bahn-Leben. Die Bühne ist frei-gegeben, sobald wir uns in einen der Wagons begeben und dabei unsere Vorurteile hegen und pfle-gen. Oftmals habe ich mich selbst dabei ertappt, wie ich mir ein Bild von einem Fahrgast ge-macht habe und mich nur noch schwer von diesen Mutmaßungen lossagen konnte. Mit unglaublicher Energie habe ich mir Cha-raktere zusammengestellt und war glücklich darüber, so viel „Menschenkenntnis“ zu besitzen. Schubladen wurden geöffnet, der Mensch wurde hineingepackt und dann wurde die Schublade wie-der geschlossen. Im nächsten Au-genblick, voller Fassungslosigkeit über die eigene fehlende Reflexi-onskraft fühle ich mich selbst un-gerecht behandelt von diesen Menschen, die einen gleicher-maßen beobachten, zum Objekt

ihrer Observation machen und dabei nicht über ein auf äußere Merkmale beschränktes Bild hin-auskommen. - So bin ich doch gar nicht! Vielmehr als diese Sei-te des Beobachtens stören mich die immerfort auf meine Person gerichteten Kameras. Das Ge-fühl, permanent aufgenommen zu werden, könnte zu einer Un-erträglichkeit werden, wäre der Mensch nicht dazu in der Lage, sich auch an diese Tatsache zu gewöhnen oder gewöhnen zu müssen. Wieder andere Beob-achter_innen, sonderbare Perso-nen, sind dermaßen außerge-wöhnlich, dass es einem schwer fällt, sich an sie zu gewöhnen. Ich erinnere mich, dass sich während einer meiner U-Bahnfahrten eine ältere Dame neben mich setzte und mich sehr freundlich anlächelte. Im ersten Augenblick war ich über diese warmherzige Lie-benswürdigkeit meiner Sitznach-barin besonders erfreut. Doch als sie nicht aufhörte mich an-

zustarren, ging dieses Gefühl in ein Unbehagen über. Nach eini-gen Sekunden entschied sie sich doch, das Wort an mich zu rich-ten: „Ich habe sie beobachtet und würde Sie gerne etwas fra-gen?“ Gespannt darauf, wie ich der Frau weiterhelfen könnte, bat ich sie, mir die Frage zu stellen. „Möchten Sie nicht auch in einer Welt Leben, wo es nur Glück und Frieden gibt?“ In dem Au-genblick wurde mir klar, worum es ging. Nach kurzem überlegen, ob ich eventuell Mitglied der Zeugen Jehovas sein wollte, antwortete ich ihr, dass ich doch lieber in dieser Welt leben will.

„U-Bahnhof-Mehringdamm! Bitte Einsteigen!“ Ich muss aus-steigen und verabschiede mich vorerst von der unterirdischen Welt und ihren Protagonist_in-nen.

Sevilay Karaduman

DIE IGNORANZ. DAS WEGHÖREN. UND DAS WEGSEHEN



Während die Empörungswellen nach Sarrazin, der NSU-Mordserie und der Debatte um Asylbewerber-Sozialleistungen wieder abflauen, erleben weiterhin täglich Menschen in Deutschland Rassismus. Die Betroffenen sitzen in der Uni neben uns. Ein Protokoll

Cihan Mutlu, 28, Student, Berlin

Rein bürgerlich werde ich meist für einen anderen Typ europäischer Südländer gehalten. Das macht mir das Leben vermutlich leichter, weil ich mit meiner Identität spielen kann und nicht sofort in eine „Türken-Schublade“ gesteckt werde. Dennoch bin ich offenbar nicht „weiß“ genug, um als Deutscher zu gelten. Dass ich offensichtlich auf Grund meiner schwarzen Locken nicht in einen Club reinkomme, ist verletzend. Und komischerweise wird mir auf der Arbeit Korrekturlesen nie zugetraut.

Wenn ich auf die Frage nach meiner Abstammung „Ich bin aus Berlin“ antworte, dann spüre ich, wie es in den Menschen gegenüber brodelt. Und wenn sie vor ignoranter Neugier fast platzend nachfragen, woher ich denn wirklich komme, präzisiere ich amüsiert, dass ich ein Kreuzberger bin, mit einer tscherkessischen Mutter, die aus dem Westen der Türkei stammt. Manchmal lasse ich die Türkei weg, dann können sie mich gar nicht mehr einordnen: Was bitteschön ist denn ein Tscherkesse?

Aufgrund meiner guten Leistungen in der Schule und Uni wurde und werde ich häufig für meine tolle Integration gelobt. Du bist Deutscher, sagen sie. Das macht mich ärgerlich. Werde ich nur als Deutscher akzeptiert, wenn ich einen bestimmten Grad an Eloquenz, Bildung und sozialen Kompetenzen mitbringe? Was ist dann mit den Millio-

nen weißen Deutschen, die sich nicht mit Goethe und Sokrates auskennen, oder nicht einmal Hochdeutsch beherrschen? Müsstest diese in der Logik dann nicht als Deutsche disqualifiziert sein?

Diese sog. Integrationsdebatte verfolgt einen komplett falschen Ansatz. Sie setzt für Deutschsein einen Idealtypus des akademisch gebildeten Bürger_innentums voraus. Das ist absurd, weil es für weiße Deutsche auch nicht Grundvoraussetzung ist, diesem Idealtypus zu entsprechen, um Teil der Gesellschaft zu sein. Aber weil People of Color oft als rückständig, apolitisch, faul, integrationsunwillig, kriminell und irrational behandelt werden, müssen sie immer unverhältnismäßig viele Anstrengungen unternehmen, um dazu zu gehören. Sobald wir dann erfolgreich sind, wird uns ständig vorgehalten, dass wir doch in dieser Gesellschaft problemlos aufsteigen



könnten und es gar keine Diskriminierung gebe: Cem Özdemir hat es ja auch geschafft. Das wäre, als würde ich jedem Ostdeutschen unter die Nase reiben, dass es Angela Merkel auch geschafft hat.

Ich wünsche mir innig, dass die Menschen begreifen, dass Probleme in unserer Gesellschaft nicht aus dem „Migrationshintergrund“ resultieren, sondern aus Armut und Chancenungleichheiten. Nicht, weil ich nicht mit Vorurteilen zurechtkomme, sondern weil Menschen aus unserer Mitte wegen Rassismus tagtäglich diskriminiert oder gar eingesperrt und getötet werden.

Diskriminierung aufgrund der Haut- oder Haarfarbe kann nur ein Ende haben, wenn wir People of Color als vollwertige Menschen mit gleichen Chancen und Rechten behandelt werden.

Vanessa Vu

Text erstmals erschienen in:
Süddeutsche Zeitung, S. 15, 06. 08. 2012.

Online unter: <http://jetzt.sueddeutsche.de/texte/anzeigen/551992/2/Die-Ignoranz-Das-Weg hoeren-Und-das-Wegsehen>

Änderungen zum Original wurden von Cihan Mutlu vorgenommen.

„Frauen werden nicht frei sein, solange ihre Unterwerfung als sehr gut.“
Sheila Jeffreys

ICH WÜNSCHTE ES WÄRE ZEIT?

Ich wünschte es wäre die Zeit
In der keine Seele erfährt dieses Leid
Warum immer noch in diesen Tagen
Die nervenden Herkunftsfragen

„Du sprichst wie eine von uns
Und das ist eine Kunst
Denn aussehen tust du nicht wie wir
Sag uns, was treibst du hier?“

Schon wieder fehlen mir die Worte
Und das leider an allerorte
Ob hier oder in der Ferne
Nirgendwo wär' ich jetzt gerne

Ich wünschte es wäre die Zeit
In der die Offenheit weilt.
Denn mit Toleranz und Respekt
Wünscht man sich hier keinen weg.

Sanaa Azdoufal



ICH SUCHE EINEN MANN

Ich suche einen Mann,
der für mich rechnet.

Ich suche einen Mann,
der mir tragen hilft.

Ich suche einen Mann,
der mir Politik erklärt.

Ich suche einen Mann,
der mich beschützt.

Ich suche einen Mann,
der mir neulich auf der Straße
von hinten zwischen die Beine
gegriffen hat,
um ihm ins Gesicht zu schlagen.

Lou Zucker

EINE ENTSCHEIDUNG ANDERER



Schritte hinter mir.
Links ein Schatten auf dem
nassen Asphalt.
Rechts eine Spiegelung im
Schaufenster.
Ein Mann.

Weitergehen.
Schritte.
Umgucken.
Schritte.
Schatten. Schneller gehen.
Hände aus den Taschen.
Mein Herzklopfen hallt wieder in
der leeren Straße.
Schritte.
Umgucken.
Rechte Hand frei halten.

„Entspann dich. Du bist in
Deutschland.
Hier ist es sicher“, sagen alle.

„Komm, steig ein!“,
sagt eine Stimme aus dem Auto,
das im Schrittempo neben mit
herfährt.

„Hey, wie heißt du? Wo willst du
hin?“,
sagen zwei Männer, die in der
dunklen Seitenstraße
kehrt gemacht haben um neben
mir her zu gehen.

„Einer hat mich
durch die ganze Stadt verfolgt“,
sagt eine Freundin.

„Einer hat mich festgehalten
und mir zwischen die Beine
gegriffen“,
sagt eine andere.

Meine Sicherheit:
Eingezäunt in Zeit und Ort.

Meine Sicherheit:
Eine Entscheidung anderer.

Lou Zucker

EINE GRANATAPFEL- KERNTHEORIE



Das Außen nehmen wir auf und leiten es durch uns hindurch.
Mit unseren Worten tragen wir es zueinander, wir bewirten unsere Gedanken mit ihm und erfahren,
dass es
hunderte von Granatapfelkernen in sich trägt –
jedes noch so kleine mit deinem und meinem und unserem und keinem Geschmack,
der dir sauer und mir süß erscheinen kann.

In diesem Leben mit ihm,
auf dieser Erde,
zu dieser Zeit,
zur nächsten Zeit,
in der wir einander begegnen und tauschen,
weil du einen mit dir nimmst und ich auch einen habe.

Mit und ohne Stille sind wir nun – weder hier noch da,
möchte ich sein – weder hier noch da?
sprichst du mit mir und bist und bleibst – weder hier noch da?

Du, mit deinem

Kern.

Anne Zellin

EINIGES ZU ERKLÄREN



Frauen sind doch gar nicht mehr
benachteiligt in unserer
Gesellschaft.

Helfen dir die Jungs in deiner
WG

auch im Haushalt? Ach komm,
überall in Deutschland ist es
absolut sicher! Männer
werden doch genauso
diskriminiert! In Clubs
müssen wir immer mehr
bezahlen! Diese
Hardcore-Emanzen gendern
sich noch zu Tode!

Du sagst, wenn ich was
im Haushalt machen soll, ne?

Du bist ja
voll verklemmt ey! Wurdest du
vergewaltigt oder was? Hast du
deine Tage oder warum bist du
so zickig? Wenn Frauen weniger
verdienen... das sind doch

alles
eigene Entscheidungen! Es gibt
halt einfach
von Natur aus Unterschiede. Am
Anfang
muss nun mal die Mutter für das
Kind da sein. Du solltest
vielleicht
auch nicht mit so einem
kurzen Rock rumlaufen wenn du
nicht blöd angemacht werden
willst. Also, pass auf,
ich erklär dir das.

Ich würde dir auch einiges
erklären,
käme ich zu Wort.

Lou Zucker

OHNE TITEL



»du
siehst gar nicht
so schwul aus
wie du bist«

nein
ich sehe nicht schwul aus
und ich bin nicht
hetero-like

deine schublade ist mir zu eng
dein mann mir zu männlich
du mir
zu einseitig

will deinem bild nicht entsprechen
will stereotype aufbrechen
will brechen
will

röcke tragen
und jogginghosen
nagellack
drei-tage-bart

ich will
küssen und händchenhalten
wo und mit wem und wann und wenn
ich will und wir wollen

und ich werde
deinem blick standhalten
mich nicht rechtfertigen
nicht stillschweigen

bis aus weiblich und männlich ein
menschlich wird
bis liebe einfach liebe einfach* liebe ist
bis das alles normal ist
bis es kein normal mehr gibt

Milan Fröhlich



Mein
Körper
ist kein Pflasterstein
auf einer Flaniermeile,
nicht hier für deine Gier,
nicht gegen deine Langeweile.

Mein
Körper
ist nicht immer offen
wie ein Späti wo man 24 Stunden alles kriegt.

Mein
Körper
ist kein Landschulheim,
keine Bahnhofsmission,
lässt nicht jeden rein.
Ich bin strenger als die Türsteher vom Berghain.
Und öffne ich die Tür vielleicht mal einen Spalt
ist das keine Einladung an deine Gewalt!

Mein
Körper
ist nicht immer gern allein,
hat sich immer gerne
mit der Wärme
anderer Körper vereint

Doch mein
Körper
hat keinen Tag der offenen Tür.

Mein
Körper
ist kein Buffet, keine Bar.

Mein
Körper
ist nicht für
alle da.

Lou Zucker



YUSUF UND SEINE SCHWESTERN

Mein Vater ist ziemlich klug für einen Kurden. Sein einziger Fehler bestand darin, einen Sohn zu wollen. Er hat nie aufgehört meine Mutter zu penetrieren, bis sie ihm einen Sohn gebär. Dann konnte sie in Frieden sterben. Mein Bruder ist ein Jahr jünger und viel schlechter in Mathe als ich. Darüber ist mein Vater nie hinweggekommen. Wenn ich ihm meine Eins minus zeige, sagt er: Wenn nur Yusuf so gut wäre. Aber es geht hier nicht um mich, es geht tatsächlich um Yusuf, meinen kleinen Bruder, der mich um zehn Zentimeter überragt. Und wenn ich von Yusuf rede, dann rede ich von einem Jungen, der als Sieben-jähriger oft im Bett heulte, weil er nicht mehr mit mir und meiner Schwester in einem Zimmer schlafen durfte. Als mein Großvater verstarb, reiste Vater in den Irak und ließ uns Mädchen allein mit Yusuf, der elf war. Karima sollte auf uns aufpassen,

obwohl nicht die Älteste, war sie schon damals das Muttertier gewesen. Wir hatten Popcorn gemacht und Yusuf meinte, er hätte weniger bekommen als die anderen und fing zu heulen an. Malika lachte ihn aus. Daraufhin schüttete er ihr den Inhalt seiner Schüssel über den Kopf. Malika ohrfeigte ihn, Yusuf trat ihr gegen das Schienbein und Leyla, die eine halbe Stunde zuvor noch Staub gesaugt hatte, half meiner Schwester, indem sie Yusufts Arme hinter seinem Rücken verdrehte. Er rastete verständlicherweise aus, warf sich hin und her, schon damals kräftig, trat er gegen Malikas Gesicht. Aus ihrem Mund strömte Blut. Später fand ich ihren Eckzahn auf dem Teppich. Wir fesselten Yusuf und führten ihn ab, schlossen ihn im Badezimmer ein, um ihn ruhig zu stellen. Zu Bestrafung, weil Malikas Mund immer noch blutete, schalteten wir das Licht aus, denn wir wussten, welche schreck-

liche Angst er im Dunkeln hatte. Er schrie und Leyla meinte, ob wir ihm nicht auch den Mund mit einer Socke stopfen sollten. „Mit einer schmutzigen?“, scherzte ich. Nach zehn Minuten rief er nach meiner Mutter, die er nie kennen gelernt hatte, weil sie bei seiner Geburt starb. Das war für jeden von uns die Grenze. Aber Malika stellte sich vor die Tür und fing an zu heulen und der Mund blutete wieder, weil sie ihn so verzerrte. Als Avin von der Arbeit nach Hause kam, befreite sie Yusuf, schimpfte mit uns und wog ihn in den Schlaf.

Yusuf, die kleine Heulsuse, hat immer geheult, um zu bekommen, was er wollte. Er war die sensibelste Schwester. Kleine Schwester, nannten wir ihn, das machte ihm nichts aus, aber meinen Vater verärgerte es, wenn wir Mama, Papa und Kind spielten und Yusuf als Mädchen verkleideten. Papa riss ihm die Puppe aus der Hand und nahm



ihn mit, wenn er rausging, Richtung Teestube, dort spielte er mit seinen Freunden Domino und konnte Kurdisch sprechen. Yusuf bekam dann ein großes Glas Granatapfelsaft – keinen richtigen, es war ein Mix aus Milch, Wasser, viel zu viel Zucker, Zitronensäure und einem Pulver, das nach Granatapfel schmeckte. Danach hatte er eine künstlich rote Zunge, es leuchtete rot zwischen seinen Zähnen. Er leckte sich immer die Lippen, die er damit rot färbte, weshalb Vater ihm auch dies verbot.

Ich erinnere mich an Yusufs roten Clown-Mund, wenn ich ihn heute mit der Zigarette im Mund betrachte. Ziemlich viele Jungen sehen in seinem Alter lächerlich aus mit der schiefen Kippe zwischen den Lippen und der schiefen Kappe auf dem Kopf. An Yusufs Kinn wachsen Stoppeln, sind verteilt um den ganzen Kieferbereich. Er ist ein ansehnlicher, junger Mann.

„Gehen wir?“, frage ich ihn. „Warte, ich rauche noch zu Ende.“ Mein Vater holt uns manchmal mit dem Bus von der Schule ab. Dann verlangsamt Yusuf seine Schritte, damit Vater uns verpasst, aber er wartet trotzdem. Seine Fahrgäste werden unruhig, das ist ihm egal, er wartet. Wenn wir um die Ecke biegen, wissen wir, dass er uns in den Seitenspiegeln sieht, also sprinten wir. „Warum braucht ihr lange?“, fragt er dann mit seinem starken Akzent. Er erwartet keine Antwort. Wenn er Deutsch spricht, kann ich ihn nicht ernst nehmen. Die Sitze vorne sind besetzt, deswegen nehmen wir hinten Platz, dankbar, dort kann Vater uns nicht sehen. Als kleiner Junge durfte Yusuf öfter mit ihm durch die Stadt fahren. Eine Zeitlang wollte er Busfahrer werden, weil Vater diesen riesigen Bus mit Leichtigkeit hin- und herschwingen konnte, indem er das große Lenkrad drehte. Aber

Vater schüttelte den Kopf. „Nein, du wirst Architekt oder Anwalt oder sogar Arzt, wer weiß?“ Er schien es zu wissen. Yusuf muss rückwärts fahren, weil ich das nicht kann. Wir sitzen uns zwar gegenüber, aber heute will er sich nicht mit mir unterhalten, dabei möchte ich ihn an seinen granatapfelroten Mund erinnern. Weißt du noch, damals, du und Papa in der Teestube.

Yusuf schaut aus dem Fenster, weil hinter mir Dawud und Alban sitzen. Früher ist er mit ihnen zur Schule gegangen, heute darf er nicht mit ihnen reden. Hauptschüler, aus denen wird nix, sagt Vater jedes Mal, wenn er sie sieht. Sie sind der Grund, warum auch die guten Ausländer gehasst werden. Die guten Ausländer. Vaters Schicht endet um achtzehn Uhr dreißig, um neunzehn Uhr ist er zu Hau-se. Heute gibt es Dolma, gefüllte Weinblätter, Tomaten, Zwiebeln, Auberginen. Für meinen Vater 103



füllt Karima auch zwei Eierschalen, weil seine Mutter im Irak das auch so machte. Karimas Dolma sind die besten. Malikas Kutelk sind jedoch besser. Leylas Reis ist nicht zu über treffen. Das Wichtigste ist der Reis, sagt mein Vater, um sie zu trösten, weil wir alle wissen, dass sie als Erste heiraten will, obwohl sie nicht dran ist. Sie putzt und spielt gerne die Mutter, wahrscheinlich weil sie nicht weiß, wie das wirklich ist. Vater geizt nicht mit dem Lob. In der Küche werde ich nicht gepriesen, weil ich überhaupt nicht kochen kann, die meisten Sachen verbrennen, noch bevor ich an fange. Wenn das Essen verkohlt riecht, weiß Vater sofort, dass ich am Herd gestanden habe. Dafür bin ich gut in Mathe. Dabei wünscht sich Vater so sehr, dass Yusuf mein Talent für das Mathematische hätte.

Ich schaue zu Yusuf, der kein Gefühl für Zahlen hat, sich

nichts aus Chemie oder Physik macht. Ich weiß nicht einmal, wofür er sich interessiert. Vor zwei Monaten bat mich Frau Bauer, Yusufs junge Kunstlehrerin, in der Pause um ein Gespräch. Es ginge um etwas Wichtiges, erklärte sie aufgeregt wie eine Dreizehnjährige mit Zahnsperre. Es geht um Ihren Bruder, er hat mir erzählt, ich dürfte ihm keine Eins in Kunst geben, weil Ihr Vater ihn dann für schwul hält, ist das wahr? Sie wartete keine Antwort ab und fuhr fort, das ist ja furchtbar, Yusuf hat ein unglaubliches Talent, wie er den Pinsel führt und seine Bilder müsste man eigentlich ausstellen, ob sie mal zu uns nach Hause kommen könnten, um mit meinem Vater über Yusuf und sein Talent zu sprechen. Yusuf und sein Talent. Mein Vater ist ziemlich beschäftigt, ich weiß nicht, ob er dafür Zeit hätte. Solange wir in keine Probleme verwickelt sind, würde er nie

kommen, soviel steht fest. Von Kunst, Musik und Sport hält Vater nicht viel. Er kam ein einziges Mal zur Schule und da war Yusuf in der vierten Klasse, seine Lehrerin hatte ihm keine Empfehlung für das Gymnasium ausgesprochen. Er redet nicht viel, war ihre Begründung, sie wüsste gar nicht, ob er gut Deutsch kann. Als Karima das vorlas, wütete mein Vater. Aber er schreibt doch! Sie liest doch deine Texte! Yusuf zuckte mit den Schultern. Vater ging am nächsten Tag mit Klein-Yusuf zur Lehrerin. „Warum nicht Gymnasium?“ – „Ich glaube nicht, dass Yusuf sich an einem Gymnasium wohl fühlen wird.“ – „Natürlich fühlt Yusuf wohl in Gymnasium.“ – „Yusuf ist es gewohnt, gute Noten zu schreiben. Am Gymnasium wird er viele Schwierigkeiten haben. Das wird ihn sehr demotivieren.“ – „Demotivieren?“ – „Er wird die Lust am Lernen verlieren.“ – „Nein, nicht 104



verlieren. Warum schlagen Sie Hauptschule vor? Yusuf ist sehr guter Schüler.“ – „Die Real-, Gesamt und die Hauptschule werden meistens zusammengefasst.“ – „Alle drei nicht gut!“ – „Ich war auch auf einer Gesamtschule. Das ist wirklich nicht schlimm, Herr Amin.“ – „Nein. Sie sind Lehrer für kleine Kinder. Sie haben keine Ahnung. Yusuf, komm.“ Er stand auf, nahm seinen Sohn an die Hand und verließ die Lehrerin ohne ein weiteres Wort. Zuhause schimpfte er auf Kurdisch weiter. Eine dumme Frau, die hat keine Ahnung. Sie redet von Wohlfühlen und Lust haben in der Schule. Wir wurden von unseren Lehrern verprügelt. Mit dem dicksten Stock wurde uns auf die Fingern geschlagen. Wir durften nicht weinen. Weil Männer nicht weinen. Sie haben uns Ohrfeigen gegeben, wenn wir eine falsche Antwort gaben. Nach einer Weile schien er sich beruhigt zu haben, er setzte

sich hin und sagte: Und trotzdem sind wir zur Schule gegangen. Im Irak studierte er Pharmazie und arbeitete in der Apotheke, weswegen ihn die Kurden aus dem Viertel Doktor nennen. Es kann schon komisch wirken, wenn ein älterer Mann in den Bus steigt und den Busfahrer als Doktor anspricht. Dann gucken die Leute irritiert.

Wir sitzen am Esstisch. Mein Vater fragt Yusuf, wie die Englischarbeit heute war. „Ich glaub, ganz gut.“ – „Glaubst du oder weißt du?“, fragt er, während er mit dem Löffel gegen die mit Reis gefüllte Eierschale schlägt. Yusuf zuckt mit den Achseln. „Was das?“ Er zuckt affektiert mit den Schultern. „Kannst du nicht reden?“ – „Ich hab doch gesagt, es war ganz gut. Mehr weiß ich halt nicht.“ Es wird eine Eins, sagt Vater zufrieden. Nach dem Essen schaut mein Vater fern und deutet ein Spucken an, als Guido Wester-

welle auftaucht. „Ein Schwuchtel regiert Deutschland.“ Er schüttelt den Kopf. Ich gehe in mein Zimmer, um die Hausaufgaben zu machen. Yusuf kommt in den Raum und bittet Malika kurz rauszugehen, weil er mit mir etwas zu bereden hat. Ich schaue ihn an und weiß, dass er wieder meine Hilfe braucht. „Ich hab den Termin für die Anmeldung verpasst.“ – „Was für eine Anmeldung?“ – „Du weißt schon, Gymnasium.“ – „Hast du's verpasst oder ...“ Den Rest soll er aussprechen. Aber er tut es nicht, was mich ärgert. Ich hoffe, er fängt nicht wieder an zu heulen, er ist keine sieben mehr. Stattdessen zieht er die Mundwinkel nach unten und die Schultern hoch. „Babu hat Recht, du solltest antworten, wenn man dich was fragt.“ – „Ich will nicht auf's Gymnasium.“ – „Warum denn nicht?“ – „Keine Ahnung. Basti und Ke-



mal haben sich auch nicht angemeldet.“ – „Ja und? Willst du immer das machen, was deine Freunde machen?“ – „Du verstehst das nicht. Ich will nicht auf's Gymnasium. Ganz einfach.“ – „Yusuf, mach das mit Babu aus.“ – „Mir ist es egal.“ – „Das sollte dir aber nicht egal sein.“ – „Was soll ich denn deiner Meinung nach tun?“ – „Wie wäre es mit unterstützen? Du bist meine große Schwester.“ Da muss ich lachen. „Nicht die Nummer.“ – „Das ist keine Nummer. Das ist mein Ernst. Er schätzt deine Meinung, wenn es um so was geht.“ – „Sei nicht so kindisch. Tu ihm halt den scheiß Gefallen, es bringt dich doch nicht um.“ – „Verstehst du das nicht? Er will doch nur vor den scheiß Kurden angeben. 'Mein Sohn geht Gymnasium, mein Sohn Arzt.'“ – „Halt die Klappe. Das ist nicht witzig.“ Es ist witzig. „Na klar, von dir erwartet er nix.“ Yusuf, du Arsch. Mein Vater

ruft nach ihm. „Warte, er wird dich wahrscheinlich zur Tanke schicken.“ Ich gebe ihm fünf Euro. „Den Rest kannst du behalten.“

Ich sehe am Fenster, wie er durch die Nacht flitzt. Er mag keine Dunkelheit, hat immer noch Angst. Ob sich seine Angst verstärkt hat, nachdem wir ihn als Elfjährigen im dunklen Badezimmer einsperrten? Wegen dem Popcorn. Egal, wie sehr meine Schwestern und ich ihn ärgern, er ist ein guter Junge. Macht nicht halb so viel Ärger wie das Gesindel in diesem Viertel, schreibt ziemlich gute Noten und wenn er sich anstrengt, schafft er ein gutes Abitur. Mein Vater träumt von einem Arzt oder Architekten als Sohn, aber das wird er nicht schaffen, auch nicht das Jura-studium. Ich hole mir eine Zigarette aus der Packung. Fair Play steht auf der Schachtel. Bald steige ich um, nicht aus irgend-

welchen Geschmacksgründen. Auf der anderen Straßenseite, wenn man über den Marktplatz geht, errichten sie ein neues Spielkasino mit diesem Namen. Fair Play. Vielleicht ist es auch höchste Zeit aufzuhören.

Karosh Yasin-Taha

Dies ist nur ein Ausschnitt aus der Kurzgeschichte
"Yusuf und seine Schwestern"

Die ganze Geschichte ist online verfügbar unter:
<http://www.kurzgeschichten.de/vb/showthread.php?t=49235>



GLOSSAR



Antisemitismus:

Der Antisemitismus ist eine bestimmte Wahrnehmung von Menschen jüdischen Glaubens, die sich als Hass gegenüber jüdischen Menschen ausdrücken kann. Der Antisemitismus richtet sich in Wort oder Tat gegen jüdische oder nicht-jüdische Einzelpersonen und/oder deren Eigentum, sowie gegen jüdische Gemeindeinstitutionen oder religiöse Einrichtungen. Zum Beispiel: falsche, entmenslichende, dämonisierende oder stereotype Anschuldigungen gegen jüdische Menschen oder die Macht der Juden als Kollektiv. Das Bestreiten der historischen Tatsache, des Ausmaßes, der Mechanismen (z.B. der Gaskammern) sowie der Vorsätzlichkeit des Völkermordes an den jüdischen Menschen durch das nationalsozialistische Deutschland (Shoa) und seine Unterstützer_innen und Kompliz_innen während des Zweiten Weltkrieges.

Siehe auch:

<http://www.european-forum-on-antisemitism.org/working-definition-of-antisemitism/deutsch-german/>

Biologie:

System erdacht von weißen westlichen Wissenschaftler_innen zur Beschreibung der belebten "Natur". Beruht auf einem System der Klassifizierung. Biolog_innen konstruierten die Lüge von menschlichen Rassen und die der Zweigeschlechtlichkeit mit. Biolog_innen erheben allgemeingültigen Wissensanspruch.

Cis:

Bedeutung: Diesseits, d.h., dass Cis-geschlechtliche Personen sich mit ihrem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht identifizieren. Beispiel: Jemand wird als Frau geboren, identifiziert sich mit diesem Geschlecht, wird als solche wahrgenommen und fühlt sich wohl damit. Norm bzw. Cisgeschlechtlichkeit

Combahee River Collective:

US-amerikanische Gruppe Schwarzer Feministinnen, die 1974 in Boston gegründet wurde, um gegen rassistische, (hetero)sexistische und klassistische Unterdrückung zu kämpfen und die Verschränkung von Unterdrückungssystemen zu analysieren. Prägten somit den Begriff der Mehrfachdiskriminierung (s. Intersektionalität)

Degradierung:

Abwertung, Herabsetzung

Defizitär:

minderwertig, mangelhaft, fehlerhaft

Dezentrierung:

Übernahme von Funktionen und Aufgaben von verschiedenen Personen/an verschiedenen Orten Gegenteil: alles wird von einem Zentrum aus kontrolliert.

**Deziiert:**

entschieden, bestimmt

Diaspora:

Menschen, die unter anderem durch Vertreibung und globale Ungleichheitsverhältnisse an Orten leben, an denen sie sich in einer Minderheitssituation befinden. Afrikanische Diaspora (z.B. African American die historisch durch das Verbrechen der Sklaverei in die USA verschleppt wurden), Armenische Diaspora (z. B. armenische Gemeinschaften in Frankreich, Deutschland, Libanon, USA entstanden unter anderem durch den Genozid an den Armenier_innen in der Osmanischen Türkei 1915/16), jüdische Diaspora, islamische Diaspora u.v.m. Menschen migrieren aus unterschiedlichen Gründen, Verschleppung, politische Verfolgung, kolonialistische und imperialistische Ausbeutungsstrukturen meist in Länder, die für eben diese verantwortlich

sind (Deutschland, Frankreich, u.a.).

Ethnologie:

Eine Kultur- und Sozialwissenschaft. Kritik am Begriff: Dass Ethnie als Ersatzbegriff für race benutzt wird und somit rassistische Inhalte reproduziert. Ethnizität als eine Dimension für Geteiltes und als ein Prozess von Fremd- und Selbstzuschreibung.

Eurozentrisch:

weiße, machtvollere Perspektive, die Europa zur Norm setzt und damit verbundene Werte als höherwertig hierarchisiert. Auch das Wissen, welches wir vermittelt bekommen ist eurozentristisch und setzt Europa als die Norm fest.

Exotik:

Rassistischer Begriff, Teil des Othering (s. unter Begriff Othering).

Gendergap:

Gekennzeichnet durch einen _ (engl. Gap). Im Sprechen wird eine Pause gemacht, also z.B. Stipendiat_innen. Sichtbar machen von verschiedenen Identitäten, die sich jenseits von der zweigeschlechtlichen Norm (Frau/Mann) befinden und sich als Trans*, Inter*, queer, gender nonconforming, gender neutral, agender, usw. definieren bzw. zwischen unterschiedlichen Geschlechteridentitäten switchen.

Asterik*:

Steht es nach weiblich*, männlich*, Frau*, Mann* soll es deutlich machen, dass es sich hierbei nicht um eine feststehende "biologische Tatsache" handelt, sondern um eine soziale Konstruktion.

Geschlecht:

Biol. Geschlecht. Soziales Geschlecht = Gender. Das biol. Geschlecht muss nicht das Ge-



schlecht sein mit dem man sich identifiziert. Die Geschlechtsidentität kann sich im Laufe der Zeit durchaus ändern.

Geschlechterbinarität:

Die Vorstellung, dass es ausschließlich zwei Geschlechter (Mann und Frau) gibt.

Heteronormative Matrix:

Geht auf Judith Butler (1991) zurück. Geht davon aus, dass wir in einer Welt leben, in der alle heterosexuell sind und in der wir uns entweder als Frauen oder Männer definieren.

Butler, Judith 1991: Das Unbehagen der Geschlechter. Suhrkamp, Frankfurt am Main

Hautfarbe:

Wesentlicher Baustein des Rassismus: Menschen nach Rassen unterteilenden Differenzkategorie, soziales Konstrukt zur Klassifizierung von Menschen. weiß-sein als unsichtbare Norm (Bsp. Strumpfhose in "Hautfarbe"),

Homophobie:

Irrationale Angst von heterosexuellen Menschen vor homosexuellen Menschen und ihre Lebensweisen. Daraus entstehen Vorurteile, Ekel- und Hassgefühle rufen antihomosexuelle Gewalt und Aggression hervor. Keine phobische Störung im medizinischen Sinne, sondern aus tiefenpsychologischer Sicht Angst vor Infragestellung der eigenen heterosexuellen Identität. Da der Begriff „Phobie“ irreführend ist und eine individuelle Angst statt einer strukturellen Diskriminierung als Ursache sieht, wird der Begriff Homofeindlichkeit verwendet.

Inkludiert/Inklusion:

Aus der Pädagogik, wesentliches Prinzip: Wertschätzung und Anerkennung von Diversität/Vielfalt. Bsp. aus der Schule: die Struktur soll sich den individuellen Bedürfnissen der Kinder anpassen.

Institutionell:

Zum Beispiel institutioneller Rassismus: Durch Institutionen wie Schulen, Ämtern u.ä. ausgeübt und somit systematisierter Rassismus. Verursacht strukturelle Benachteiligung.

Internationalismus:

Wird dem Nationalismus gegenübergestellt. Parteipolitisches und staatliches Organisationsprinzip des Marxismus; internationaler Zusammenschluss von Arbeiter_innen; internationale Solidarität gegen Unterdrückungsverhältnisse – Anti-Globalisierungsbewegung; Kritik: Konzept der Nation bleibt bestehen.

Interdependenz:

wechselseitige Abhängigkeit

Intersektionalität:

Analyseperspektive, welche die Verflechtung von verschiedenen Machtmechanismen betrachtet. Begründet von Schwarzen



Feminist_innen aus den USA (Combahee River Collective; Kimberlé Crenshaw), die deutlich machten, dass sie eben nicht nur von Sexismus, sondern von Rassismus und Sexismus (und anderen Unterdrückungsformen) betroffen sind.

(s.Plakat, Einführung)

Klassismus:

Historisch die Kritik von Arbeiter_innen am materiellen Anschluss und der ungleichen Verteilung von Ressourcen und Macht durch kapitalistische Wirtschaftsform; Abwertung und Nichtanerkennung und die Herabsetzung von Kulturen der Arbeiter_innen, Arbeitslosen und der materiell Armen bzw. Diskriminierung von Menschen die anhand von Gehalt, Hobbies, Dialekt, Bildungsgrad (Habitus) u.a. in in eine der oben genannten Kategorien gesteckt werden.

(s.Plakat, Einführung)

LGBTQ:

Abkürzung für Lesbian, Gay, Bisexual, Trans*, Queer.

Mehrheitsgesellschaft:

Der Teil der Bevölkerung, der wegen seiner quantitativen Überzahl und aufgrund von gesellschaftlichen Machtstrukturen die kulturelle Norm (in Deutschland: weiß, christlich-säkular) definieren und repräsentieren kann. PoC gehören nicht zur Mehrheitsgesellschaft.

Migrationshintergrund:

Wird in Deutschland lebenden nicht-weißen Menschen zugeschrieben. Damit gehen rassifizierende Stereotypisierung und Homogenisierung einher. Der M. wurde vom statistischen Bundesamt erfunden um die Kategorie „Ausländer“ zu ersetzen, setzt jedoch die Stigmatisierung von PoC in Deutschland fort und wird immer dann benannt, wenn es darum geht zu

betonen, dass Menschen nicht zur deutschen Gesellschaft gehören (weil: deutsch= weiß)

Negation:

Verneinung, Ablehnung

Normalität :

Von der Mehrheit der Gesellschaft anerkanntes, konstruiertes Wissen über „die Realität“. Beispiel: Es wird davon ausgegangen, dass die Mehrheit der Gesellschaft heterosexuell lebt und liebt. Heterosexualität wird als positiv, erstrebenswert dargestellt und nicht explizit benannt, aber immer reproduziert (Paar= Frau und Mann). Andere Lebens- und Liebesformen werden als anders markiert, abgewertet.

Normierung:

Machtvolle Vereinfachung und Kategorisierung, die von der Norm abweichende Menschen unsichtbar macht.



normativ:

Kommt von Norm. Das was als normal besetzt und anerkannt wird. Denkstrukturen, Körperbilder, und physische und psychische Gesundheit können normativ sein.

Othering:

Prozess sich selbst und die Gruppe mit der mensch sich identifiziert hervorzuheben, indem andere Gruppen als fremd markiert werden; betonte Unterscheidung und Differenzierung, Mechanismus als Grundlage für Diskriminierung und Rassismus. Eingeführt von Gayatri Chakravorty Spivak (1985), eine Mitbegründerin der postkolonialen Theorie.

Spivak, Gayatri C. (1985): The Rani of Simur. In: Francis Barker et al (eds.): Europe and its Others. Vol. 1. Colchester: University of Sussex.

Orientalismus:

Wichtig für die historische Wahrnehmung des europäi-

schen Selbst. Analytierte Disziplinarmacht die laut Edward W. Said (1978) dazu verwendet wurde, fast die gesamte nicht-europäische Welt zu kategorisieren, zu studieren und zu rekonstruieren, um sie dann zu besetzen zu beherrschen und auszubeuten. „The Orient was almost an invention of the West“ – Der Orient ist eigentlich eine Erfindung des Westens (Edward Said). Mit dieser Erfindung werden (auch heute) unterschiedliche Sprachen (Arabisch, Farsi, Kurmanci, Türkisch u.a.) und Gesellschaften als homogen dargestellt und mit Zuschreibungen versehen (rückständig, unzivilisiert etc.), die dazu dienen Kolonialismus und Imperialismus (Kriege inklusive) zu rechtfertigen. Orientalistische Diskurse prägen heute den antimuslimischen Rassismus in Europa und den USA.

Said, Edward W. (1978): Orientalism. London: Penguin.

Perpetuiert:

setzt fort, verstärkt, wiederholt

PoC:

People/Person of Color. Der Begriff ist in der Schwarzen Bürgerrechtsbewegung in den USA entstanden. Ist eine Selbstbezeichnung von Menschen, die Rassismus erfahren. Soll unterschiedliche Communities einen, um Kräfte zu bündeln.

Privilegien:

Vorrechte, die meist unsichtbar und unbewusst sind, zum Beispiel Privilegien weißer Deutscher: einen leichteren Zugang zu Wohnraum, Stipendien, medizinische Versorgung. Mitgemeint zu sein, wenn von der deutschen Bevölkerung die Rede ist oder ohne rassistische Polizeikontrollen (racial Profiling) durch die Stadt gehen zu können, nicht permanent gefragt zu werden woher du kommst, beim Brötchen kaufen freundlich behandelt zu werden 111



.....

Projektionsfläche:

Projektion bezeichnet (aus der Psychoanalyse) einen Abwehrmechanismus und das Verlagern bzw. die Übertragung eines eigenen innerpsychischen Konfliktes, die im Widerspruch zur eigenen und gesellschaftlichen Norm stehen auf andere Menschen(gruppen). Diese Menschen müssen unabhängig von ihrem tatsächlichen Handeln, Denken als Projektionsfläche herhalten.

Queer:

Alles das was sich außerhalb der heteronormativen Matrix befindet.

Reproduktion:

das Aufschreiben, Anwenden, Aussprechen jeglicher Form von Diskriminierung und Stereotypisierung. (Beispiele: Plakate)

Schwarz:

Selbstbezeichnung von Schwarzen Menschen. Alle Menschen

die einen Afro-diasporalen Hintergrund haben. Großgeschrieben, um den Widerstandskarakter zu betonen, und weil es ein Konstrukt ist. In Deutschland existiert daneben der Begriff Afro-Deutsch

Sexualisiert:

Zum Beispiel sexualisierte Gewalt. Die Ursache ist nicht Sexualität oder Geschlecht, sondern Machtausübung, die durch gesellschaftliche, sexistische Strukturen und Machtgefälle stattfindet.

Sexismus:

Gesellschaftliches System zur Diskriminierung und Unterdrückung von Frauen* u.a. durch stereotypisierte Zuschreibungen wie kommunikativ, hilfebedürftig, emotional, passiv, schwach u.s.w. (s. Plakat Sexismus, Einführung)

Stereotype:

Vorurteile, die als Zuschrei-

bungen auf Menschen projiziert werden. (Beispiele: Siehe Plakate zu den jeweiligen Themenblöcken).

The RAj (Britisch RAj):

Bezeichnete die direkte Kolonialherrschaft Großbritanniens über den gesamten indischen Subkontinent und Teile Hinterindiens. Die direkte Kolonialherrschaft dauerte von 1858 bis 1947 an.

Trans*:

Gegenteil von Cis. Jenseits. Person identifiziert sich nicht dem bei der Geburt zugeschriebenen Geschlecht.

weiß:

Norm. Wird nicht benannt. weiße Personen habend die Macht in gesellschaftlichen Strukturen. Haben Definitionsmacht. Klein und kursiv, da keine Selbstpositionierung sondern Tatsache.



Impressum:

Eine Publikation der AG Postkoloniale Migration(en) und Antirassismus im Studienwerk der Heinrich-Böll-Stiftung.

Konzeption:

Danyela Demir, Amelie Overmann, Azadê Peşmen, Anna Perin, Joscha Schnell, Anne Zellin, Lou Zucker

Redaktion:

Danyela Demir, Mareike Heller, Azadê Peşmen, Anne Zellin

Lektorat:

Danyela Demir, Mareike Heller, Azadê Peşmen, Anne Zellin und die Teilnehmenden des Workshops der AG „Postkoloniale Migration und Anti-Rassismus“ auf dem Campus 2013

Layout:

Yannick Oster, Mareike Heller, Anne Zellin

Kommunikation

Yama Dayani, Danyela Demir, Azadê Peşmen, Anne Zellin

Organisation der AG Treffen:

Yama Dayani, Danyela Demir, Anna Perin, Azadê Peşmen, Joscha Schnell, Anne Zellin

Urheberrechtliche Fragen:
Anna Perin

V.i.S.d.P.:

Danyela Demir
Landwehrstr 28
86165 Augsburg

Anne Zellin
Orleanstr. 66/67
31135 Hildesheim

Allen Autor_innen ein großes Dankeschön für ihre Beiträge und ihre Geduld!

...und an Niva Ehrlich und Lou Zucker für die Zusammenstellung der Literaturtipps und Zitate!

... und an Ronja Kloeß für ihre großartige Arbeit am Glossar!

... und allen Teilnehmenden der AG-Treffen für ihre Mitarbeit und ihre wertvollen Gedanken und Anstöße!

Kommentare, Fragen, Rückmeldungen bitte per E-Mail an:
rcg@posteo.de

Lizenz:

